

Sonntags = Post.

Blätter zur Unterhaltung am häuslichen Herde.

Verlag von C. Weinek in Dresden. — Redacteur: Otto Freitag in Dresden.

Erscheint in Wochennummern von 2 Bogen zum Preise von 10 Pfennigen.

Der Karlsberg.

Ein kultur-geschichtlicher Roman in vier Abtheilungen von Ernst Pasqué.

Erste Abtheilung.

Eine Parforce-Jagd im Jahre 1775.

Erstes Kapitel.

Eigener: Eben.

Auf dem Hochplateau der Pfalz, wo sämtliche Hauptstraßen des Landes sich kreuzen, wo heute das Dampfroß die Reisenden im Fluge dahinführt und mitleidig auf die „Kaiserstraße“ zu blicken scheint, die im Anfang des Jahrhunderts ihrerseits als ein Wunder der Wegebaukunst angestaunt wurde, da zweigt sich bei dem Städtchen Homburg von der großen Heerstraße ein Seitenweg ab, der durch das Bliesthal führt und obengenanntes Städtchen mit der ehemaligen Hauptstadt der Pfalz, Zweibrücken, verbindet. Vor etwa hundert Jahren war dieser Weg wohl der bedeutendste des Landes, da er hauptsächlich den Verkehr zwischen der Rhein- und der Churpfalz und ihren Residenzen Zweibrücken und Mannheim vermittelte, doch gleich er trotzdem noch lange nicht einer heutigen Straße zweiten Ranges. Besonders dort, wo der Weg sich durch das an Bewohnern arme Bliesthal wand, befand er sich in einem fast uranfänglichen Zustande und wurde sogar stellenweise durch das steinige Bett der Blies gebildet, in welchem Reiter und Wagen dahinziehen mußten, während nur dem Wanderer ein Pfad blieb, um trockenen Fußes seinen Weg fortsetzen zu können. Etwa in der Hälfte der Straße zwischen Homburg und Zweibrücken, wo die bewaldeten Berge näher aneinander rücken, liegt ein kleiner Ort, Schwarzenbach genannt, und ihm gegenüber erscheinen auf

einer schroffen, vorspringenden Höhe, Büsche und Bäume überragend, die Trümmer eines älteren Bauwerks, die sich bei näherer Betrachtung als die einer ehemaligen Kirche von nicht gewöhnlicher Größe erweisen.

An einem Herbsttage des Jahres 1775 durchschritt ein Reiter in grünem, goldbordirtem Rocke an dieser Stelle das stille Bliesthal, doch in der Nähe der Ruinen angelangt, bog er von dem schlechten Wege ab und strebte die Höhe hinan. Es war ein junger Mensch von etwa fünf und zwanzig Jahren mit tiefgebräuntem Gesicht, dessen Farbe durch die gepuderten Locken noch mehr hervorgehoben wurde. Ein paar kleine schwarze Augen blickten im Einklang mit den schmalen, fest aufeinanderliegenden Lippen, ebenso scharf und lauernd als verschmigt, unter dem kleinen Dreispitz hervor. Seine Kleidung war die eines Jägers, doch für den stillen Ort auffallend schmuck. Blendend weiße Lederhosen umschlossen die kräftigen Beine, deren untere Hälfte in blankgeölten hohen Stiefeln stecken. Der saubere, nur auf der Brust geschlossene frackartige Jägerrock von grünem Tuche war auf allen Näthen mit schimmernden Goldborden besetzt und sah dem jungen Manne vorzüglich. Auch der led ausgefüllte dreieckige Filzhut zeigte gleiche Borden, und wie Gold blinkte der Griff eines Waidmessers, das an schwarzglänzendem Kuppel dem Jäger zur Seite hing. Trotz der Sauberkeit und nicht gewöhnlicher Eleganz hatten Equipirung und Reiter doch etwas, das eher auf einen Diener, denn auf einen vornehmen, gebietenden Herrn schließen ließ. Auch zeigten die blanken Knöpfe des Rockes einen Löwen, wie er in dem herzoglich pfalz-zweibrückenschen Wappen zu sehen war.

Mit Gewandtheit leitete der Jäger sein Pferd die bewaldete Höhe hinan, durch Buschwerk, über Steingerölle ging es, halb rechts, halb links abliegend, langsam, doch immer vorwärts, und das Plateau des Berges ward endlich auch

erreicht. Vor dem Reiter erhoben sich die Ruinen der ehemaligen Abtei Wörschweiler, hier mächtige Theile der Kirche mit einer zierlichen und noch wohl erhaltenen Fensterrose zeigend, durch die der helle Morgenhimmel blickte, dort Reste von Thürmen, Klostergebäuden und überall, wie aus dem Boden wachsend, einzelne mehr oder minder hohe Säulensumpfe, die meistens der Kirche, den Kapellen und dem Kreuzgang angehört haben mochten. Vor den Ruinen machte der junge Mann Halt, stieg vom Pferde, das er frei auf einem kleinen grünen Plan grasen ließ, dann trat er mit raschen Schritten den Trümmern näher.

Ein eigenthümlicher Laut, wie der Schrei einer Gule, erkante — der Reiter im grünen Rod hatte ihn ausgestoßen und dreimal wiederholt — und in den Ruinen schien es lebendig zu werden. Hier und da, hinter dem Gemäuer, am Boden, aus den Oeffnungen der größtentheils verschütteten Gewölbe tauchten braune Gesichter mit blizenden Augen, schwarzem, zottigem Haare auf, um ebenso rasch wieder zu verschwinden. Doch aus dem Eingang eines halbverfallenen Thurmes trat eine Frauengestalt, in wenige bunte Lumpen gekleidet, hervor, die in stürmischer Eile auf den gepuzten Jäger zusprang, ihn mit ihren nackten braunen Armen leidenschaftlich umhalsste, ihren Kopf zu dem seinigen emporhob, um ihn zu küssen.

„Gernach, Jana!“ rief der Jäger fast unwillig. „Siehst Du denn nicht, daß ich meine Festlivree trage, gepuderte Boden und Haarbeutel, die durch eine solche ungestüme Berührung leicht Schaden nehmen könnten? Denn allzu sauber seid Ihr in Euren Erd- und Mauerlöchern nicht, Du, trotz Deiner schwarzen Satansaugen, Deiner Feuerlippen, ebenso wenig wie Andere.“

Das Mädchen, eine volle, üppige Gestalt, war bei diesem kalten Empfang mit einem zuckenden Aufschellen des Kopfes zurückgewichen; ihren schwarzen Augen entfuhr ein Blick, der, einem Blitze gleich, den Jäger traf, während die rothen, schwellenden Lippen des kleinen Mundes sich trotzig aufwarfen. Doch nur einen Augenblick dauerte diese wilde Bewegung, im folgenden schon nahm das braune und trotz seiner eigenthümlichen Farbe schöne Gesicht wieder einen ruhigen, fast gleichgiltigen Ausdruck an. Nur der Mund lächelte spöttisch, und mit einer Stimme, die voll und tief wie der Ton einer ehernen Glocke klang, sprach sie:

„Verzeih! — Ich vergaß, daß Hansch Desterro nicht mehr mein Mann ist, sondern ein Diener und Jäger des gnädigen Herzogs von Zweibrücken geworden, daß er, wie einen anderen Namen, auch ein anderes Kleid trägt — daß wir geschieden sind und ich nach Belieben den schwarzen Gallando oder einen Andern der Unseren aus meinem silbernen Becher trinken lassen, ihn zu meinem Manne und zum Marobad der Bande machen kann.“

„Daß doch den Spott, Jana,“ erwiderte der Jäger besänftigend, indem er den Arm um die schlank Taille der Zigeunerin legte und den halbnackten, üppigen Oberkörper mit seiner zerfetzten Hülle vorsichtig, doch mit innerer Gluth an sich preßte. „Daß ich herzoglicher Jäger geworden, mich Reinhold Destner nenne, ist mit Deinem Willen geschehen, daß Jana noch immer mein Alles, mein Himmel ist, trotzdem der Krug, der unserer Ehe Jahre zählen sollte, Dich mir nur für Monde schenkte, habe ich Dir bewiesen, denn seit der Zeit, wo wir uns getrennt, vor nun vier Jahren, wo Du mit den Deinen raslos das Land von einem Ende zum

andern durchzogenst, ich hier und bei meinem Herrn in Paris geweiht — seit jenem Augenblick habe ich nur an Dich gedacht, in der Erinnerung nur in Dir gelebt. Jedes Jahr, wenn Du heimgekommen, hier an alter Stelle gerastet, war ich bei Dir und lag zu Deinen Füßen, vergaß meinen Herrn und meinen Dienst, bis Du mich wieder von dannen schicktest. Ich werfe die schmucken Kleider weg und werde wieder, was ich war: Einer der Unseren, wenn Du es willst. Du verlangtest die Trennung, Jana, ich liebte Dich und gehorchte.“

Nun wand das jugendliche braune Weib auf's Neue ihre Arme um den Hals des Jägers, fest hesteten ihre Rippen sich auf die seinigen zu einem langen, glühenden Kusse. Der junge Mensch achtete diesmal seiner schmucken Kleidung, seiner gepuderten Boden nicht, unbekümmert um die Lumpen, welche den in seinen Armen zuckenden Körper seiner Geliebten nur theilweise bedekten, preßte er sie an seine Brust und erwiderte die Gluthküsse der Lippen, welche ihm die Seele auszusaugen drohten.

Wieder tauchten hier und dort in den Ruinen braune Gesichter, zerlumpte Gestalten auf, welche das seltsame Paar und sein Thun einen Augenblick anstarrten und dann lautlos verschwanden. Nur ein Gesicht, das eines Mannes von ungewöhnlicher Größe, mit langen, schwarzen Haaren, die in zottigen Strähnen niederhingen, verweilte länger, und der Blick, den die glühenden Augen auf das Paar richteten, war finster, doch kündete er eher einen wilden, wehen Grimm, als Drohen und Haß. Jetzt trat die ganze Gestalt hinter einem Trümmerhaufen hervor, den Blick immerfort auf den Jäger und die junge Zigeunerin gerichtet, schritt sie lautlos auf den klaffenden, düsteren Eingang der zerstörten Kirche zu.

Jana mußte trotz ihrer süßen Beschäftigung den unheimlichen Lauscher bemerkt oder seine Anwesenheit auch nur errathen haben, denn leicht zusammenfahrend ließen die Rippen von denen des Geliebten ab und flüsterten hastig:

„Gallandro! — Komm!“

Zugleich erfaßte sie die Hand des Jägers und zog ihn von den Ruinen fort nach dem nahen Gebüsch, in dessen fahlem, herblichem Laub das Paar verschwand. —

Auf dem äußersten Vorsprung der Bergkuppe, hoch über der schroffen Stelle, die steil sich thalwärts senkte, finden wir nach einer Weile den Jäger und sein braunes Liebchen wieder. Auf einem Steine sitzen Beide und reden eifrig mit einander; ringsum deckt sie Gebüsch und hoher Baumschlag, doch frei fliegt das Auge über den bewachsenen Abhang und die von der Zweibrückerstraße durchzogene Landschaft zu ihren Füßen. Ein zweiter breiter Stein erhebt sich bei ihrem Sitz, er dient als Tisch, denn die platte Oberfläche trägt einen großen Krug mit Wein, einen silbernen Becher von schöner antiker Form und gewiß großem Werth und auf irdenen Schüsseln Speisereste. Ein altes Weib, dessen Gesicht mumienhaft eingeschrumpft ist, während die kleinen Augen unter dem weißgewordenen Haar, das tief in die Stirne niederhängt, fagenartig leuchten, räumt langsam die Reste des Imbisses von dem Steintisch. Lang reckten sich die mageren gelben Arme unter den bunten schmutzigen Lumpen, welche die große, gebückte Gestalt einhüllen, und ist der zahnlose Mund auch fest geschlossen, der Blick auch dem Paare ab- oder zu Boden gewendet, so horcht das Ohr doch scharf auf die Reden der Beiden. Auf der Erde, zur Seite Jana's, kauert ein Kind, ein kleines Mädchen von etwa drei Jahren, trotz des Herbsttages nur mit einem Lappen als Schürzchen bekleidet, und

spielt mit einem großen, zottigen Hunde, der sich auf der kühlen Bodenfläche umherwälzt. Das Kind hat ein mageres Gesichtchen, doch gleichen die Züge denen Jana's und versprechen einst schön zu werden, wie die der jungen Mutter. Das Auge ist für das kleine braune Gesicht fast zu groß, und wie glimmendes Feuer leuchten die schwarzen Augäpfel aus ihrem bläulichen Weiß hervor. Das Kind hebt nun das Köpfchen, um die langen, glänzend schwarzen Haare aus dem Gesichtchen zu streichen und die großen Augen auf die Mutter zu richten, die es nicht beachtet, die nur Blicke für den schmucken Jäger ihr zur Seite, nur ein Ohr zu haben scheint für das, was er zu ihr sagt.

„Da Du in Deinem grün-goldenen Rocke gekommen bist, Hanosch,“ spricht Jana jetzt zu dem Jäger, „so muß sich heute erfüllen, was ich gewünscht: ich werde Deinen Herrn, den Herzog, endlich sehen.“

„Heute ist große Jagd,“ entgegnete der Andere, „ein Hirsch wird im Bindenschachen und Königsbruch par force gejagt, das heißt zu Pferde und mit Hunden todtgeheht.“

„Haha!“ lachte die Zigeunerin grell, mit einem ingrimigen Hohn, auf. „Todtgeheht! wie sie uns, die wir nirgends Ruhe, nirgends eine Heimath haben, zu Tode hegen! Wir sind ihnen noch weniger, wie das elende Vieh! — Doch auch unsere Zeit wird kommen, dann — ! — doch, erzähle weiter, Hanosch!“

Der Jäger machte eine Grimasse, die sein Gesicht recht entstellte, dann sagte er etwas ungeduldig zu seiner Gefährtin:

„Kenne mich doch nicht mehr mit dem alten Zigeuner-namen, da ich nun einmal nach Deinem Willen kein Zigeuner mehr bin. Ich heiße jetzt Reinhold Destner, der Name klingt ja nicht übel, ich meine sogar, besser als der frühere.“

„Soll ich etwa unser Kind auch nicht mehr Hanoscha, sondern nach Deinem neuen Namen nennen?“ Ung es als Antwort leise und tief wie ein ferngrollendes Gewitter.

Ein Blick der Mutter hatte dabei das nahte, braune Kind zu ihren Füßen gestreift, doch der glänzend gekleidete Vater achtete nicht darauf, er zuckte gleichgiltig die Achseln, und Jana rief nun barsch und befehlend der Men zu:

„Uscha — Mutter, bringe Hanoscha fort, ich habe mit — Destner zu reden.“

Ohne ein Wort zu erwidern, nahm die alt Zigeunerin das Kind auf ihre gelben, dürren Arme und trug es hinweg, während der große, zottige Hund die Davongehende und ihre kleine Last in lustigen Sätzen umsprang.

Jana wendete sich wieder an den Jäger und, sich an ihn schmiegend, sagte sie mit glatter, schmeichehender Zunge:

„Jetzt sind wir allein, und nun will ich dich auch — Reinhold, oder wie Du sonst willst, nennen. Nur erzähle! ich will wissen, was vorgeht, wann Dein Herzog kommt und wo ich ihn sehen kann.“

„Wir sind hier an bester Stelle, hier unten muß er mit der ganzen Schaar, seinen Söhnen, Gästen, den Jägern, Piqueurs und Hornisten, Hundejungen und Hunden vorbei, doch wird es wohl noch ein Stündchen dauern, bis sie herankommen.“

„Um so besser, dann wollen wir hier ihn erwarten, und bis er kommt, kannst Du mir von ihm berichten. Er hat also Söhne, Dein Herzog, die ihn beerben werden?“

„Bewahre!“ lachte Destner auf. „Seine Durchlaucht, Herzog Christian der Vierte, wie sie ihn nenne, hat aller-

dings zwei Söhne, doch werden diese ihn nicht beerben, denn ihre Mutter ist, wenn auch dem Herzog angetraut, doch nichts weiter als was Du selber bist — eine Zigeunerin, eine bohémienne de Paris! mit einem Wort, eine Tänzerin der großen Pariser Oper, haha!“

Das Auge Jana's blitzte auf, die Flügel der schön-geformten Nase dehnten sich und die weißen Zähne fest aufeinander gepreßt, knirschte sie verächtlich:

„Erbärmliches Volk! schlechter, elender seid Ihr als wir Heimathlosen. Unsere Gesetze sind für Alle gleich, doch Ihr kennt nur Herren und Sklaven. Wehe, dreimal wehe, wenn einstens die Kette zerreißt!“ —

Destner schaute erstaunt auf die Sprechende, welche die bitteren Worte wie zu sich selbst geredet. Doch hatten sie und der Ausdruck, mit dem sie gesprochen worden waren, ihn auch überrascht, so achtete er doch schon im folgenden Augenblick nicht mehr darauf, und mit einem Gefühl der Wichtigkeit, weil er sich im Stande sah, Jana, die kluge Führerin der Bande, zu belehren, fuhr er gewandt fort:

„Die Pariser Tänzerin, eine schöne Frau und ganz comme-il-faut — ich habe ja oft und lange genug mit ihr verkehrt — hat der Herzog zur Gräfin von Forbach gemacht und ihre Söhne, junge, schmucke und gutmüthige Herren von etwa sechszehn und siebenzehn Jahren, heißen ebenso. Obgleich seine Kinder, bleiben sie Grafen von Forbach. Des Herzogs Nachfolger in dem Zweibrücker Regiment ist der Sohn seines Bruders, des verstorbenen Pfalzgrafen Friedrich Auch ihn, den Herzog Karl, wirst Du zu sehen bekommen, denn er und sein jüngerer und einziger Bruder, Prinz Max, nehmen Theil an der Jagd.“

„Ah!“ rief Jana erregt und die Blicke in die Ferne gerichtet, aus. „Von ihnen erzähle mir und besonders von dem Prinzen, der den Herzog beerben wird.“

„Herzog Christian,“ fuhr der Jäger fort, „kümmerst dich den Teufel um sein Zweibrücker Land, Paris und seine gräfliche Tänzerin sind ihm lieber als die ganze Pfalz, denn seit ich in seinen Diensten bin, habe ich fünf Sechstel der Zeit mit ihm in Paris zugebracht. Nur auf Wochen kehrten wir in Zweibrücken ein, besonders wenn es galt, Geld zu holen — für die Regierung ließ er die Herren Räte sorgen, und das Volk stand sich nicht schlecht dabei, denn mein Herzog ist im Grunde ein guter und mildbthätiger Herr — sein Nachfolger wird es nicht sein!“

„Wie alt ist Dein Herr?“

„Herzog Christian mag nicht weit von den Sechzig sein, der, wenn ihm der Satan nicht durch einen Zufall, auf der Jagd oder bei den Weibern, den Garaus macht, noch seine zehn Jährchen regieren kann, was den Pfälzern nur angenehm wäre.“

„Prinz Karl ist also beim Volke nicht beliebt, er hat wohl schlimme Eigenschaften?“

„Er ist hochfahrend und achtet des Volkes nicht. Einem seiner Diener soll er aus geringfügiger Ursache den Degen durch den Leib gerannt haben. Als Zweibrücker Bürger sich ihm gegenüber bedauernd äußerten, daß der regierende Herzog Christian meistens in Paris lebe, erwiderte der Prinz mit bösem Lachen: „Geduldet Euch nur ein Weilchen, komme ich an die Reihe, dann will ich im Lande unter Euch leben, doch Ihr müßt die Kosten zahlen, und ich will Euch zeigen, daß man in der Pfalz noch mehr verthun kann als in Paris.“ — Auch nennt man ihn jetzt schon den „schlimmen Karl.““

Jana sah finnenb zur Erbe, die Mittheilung mußte keine Entrüstung in ihr wachgerufen haben, denn sie lächelte, jedoch in einer Weise, die das schöne Antlitz für einen Augenblick häßlich entstellte. Ohne aufzusehen, fragte sie:

„Und Prinz Max?“

„Der ist ganz das Gegentheil seines Herrn Bruders, leutfelig und gutmüthig. Er reist mit uns von Zweibrücken nach Paris und wieder heim, während sein Bruder nie dem Hofe folgt und der Tänzerin-Gräfin offen zeigt, daß er sie nicht leiden kann. Alle, welche dem jungen Prinzen Max näher treten, Franzosen und Pfälzer, haben ihn gern, und er ist auch allen Leuten gut. Die jungen Grafen Forbach behandelt er, als wären es seine wirklichen Vettern.“

„Ich denke, das sind sie auch.“

„Haha! Frage nur den „schlimmen Karl“, der wird Dir antworten: Zigeuner-Ehe — Bastarde!“

Abermals entstand eine Pause und nach einer Weile klang es wieder, als ob die Gedanken der Fragenden weit ab in der Ferne schweiften:

„Hat der Herzog von Zweibrücken nicht auch noch Anwartschaft auf ein anderes, größeres Land? — Ich meine, etwas derart gehört zu haben.“

„O! im Schlosse wird oft und laut genug davon geredet. Stirbt der alte Churfürst Karl Theodor von Pfalz-Baiern, der keine Kinder hat — das heißt, keine rechtmäßigen Kinder, sondern nur solche aus verschiedenen Ehen, wie wir Beide — hahal — eine eingegangen, so erbt mein Herr, Herzog Christian, die Thur und das Land. — Wenn er es nur erlebt!“

„Wenn nicht, erlebt es sein Nachfolger, der „schlimme Karl“ — —“

„Ober dessen Bruder, der muntere, gutmüthige Max.“

„Genug davon!“ rief die Zigeunerin plötzlich in anderem, energischem Ton, indem sie zugleich den Kopf hob und das schwarze Haar aus der Stirn schüttelte. „Erzähle mir von der heutigen Jagd. Ihr seid schon über acht Tage daheim und erst heute zieht der Herzog in den Wald, sage mir die Ursache.“

„Unsere Gräfin kam diesmal mit dem Herzog nach Zweibrücken; sie wollte das Land und die Residenz ihres Herrn Gemahls sich auch einmal ansehen und eine deutsche Jagd mitmachen — sie kann nämlich fast ebenso gut reiten als tanzen. Natürlich gefällt ihr das alte Zweibrücker Schloß lange nicht so gut, wie ihr Hotel in Paris, und die Jagd sollte Ersatz dafür bieten und eine ganz außergewöhnliche werden. Der Förster Dümmler auf der Sandborfer Höhe hat einen Kapitalhirsch, einen Ahtzehnder, im Revier, und der soll nun par force gejagt werden. Vor ein paar Tagen war der Mann, eine für den Hof viel zu ehrliche Haut, bei dem Herzog, und rieth von der Jagd ab und das edle Wild lieber auf dem Pärtschgang oder bei einem Treiben abzuschießen, da die Hege durch Hunde und Pferde leicht gefährlich werden könnte. Der gewaltige Hirsch, so meinte der ehrliche Förster, würde sich schließlich wohl stellen, Hunde und Menschen annehmen und dann auch gewiß zu Schaden bringen. Doch seine Worte wurden verlacht, der Herzog wollte nichts davon hören, seine Tänzerin-Gräfin sollte ein ordentliches Parforce-Jagdvergnügen haben, und so blieb es denn bei der Anordnung. Gestern fand das Bestätigen des Hirsches durch unsern Herrn Oberjägermeister und den Dümmler statt und heute ist der große Festtag, wo das arme Vieh durch

die Meute zu Tode gehegt werden soll. Ich wurde zu dem Dümmler auf die Sandborfer Höhe beordert, um diesem, einer Hauptperson der heutigen Jagd, die Befehle des durchlauchtigsten Herrn Herzogs zu bringen, und mich beeilend, konnte ich Dich für ein Stündchen sehen.“

„Ich danke Dir, Destero, daß Du gekommen bist, denn was Du mir erzähltest, ist für uns Alle wichtiger, als Du wohl denken magst.“

„So laß es denn auch genug sein, wie Dein Denken an den Herzog und seine ganze Sippschaft. Komm', Jana, laß Dich küssen! Ein halbes Jahr hab' ich Dich gar nicht, und seit den acht Tagen, wo wir wieder hier sind, nur einmal in Ruhe gesehen; laß uns die Augenblicke, welche mir noch bleiben, benutzen und durch Besseres ausfüllen, als Plaudern.“

Dabei hatte er den Oberkörper der Zigeunerin stürmisch umfaßt, an sich gedrückt und wollte sofort seinen Worten die That folgen lassen, die ihm zugewendeten schwellenden Lippen küssen, als Jana plötzlich in seinen Armen aufsprang und horchte.

Unten im Thale, auf der Zweibrückerstraße, war ein Geräusch hörbar geworden, wie von Hufen vieler Pferde. Nun tauchten um eine Biegung des walbigen Weges die Reiter auf, und Jana, die Hand nach ihnen ausstreckend, sagte zu dem Jäger, der sie noch immer umschlungen hielt und an sich preßte:

„Dort kommen sie! — Jetzt mußt Du mir sie zeigen, Alle, von denen Du mir soeben erzählt. Ich will sie kennen lernen.“

Und sich eng an ihren Gefährten kauern, bog Jana sich mit ihm so viel als möglich vor, um über das Buschwerk hinaus auf die Straße, welche unter ihnen vorbeizog, und auf die große und glänzende Jagdgesellschaft zu schauen, die langsam näher kam.

Es war in der That ein überraschendes Bild, das sich auf der stillen Straße mit ihren theils felsigen, theils bewachsenen Bergabhängen, die es gleichsam mit einem Rahmen umgaben, entwickelte. Anfänglich sah das Auge nur Reiter in grünen Röcken, dann zahllose Hunde mit ihren Leitern, doch bald unterschied man die einzelnen Persönlichkeiten, erkannte die Herren und die Diener, trotzdem Alle scheinbar gleichmäßig gekleidet waren. Die blendend weißen Lederhosen hoben sich grell von dem Sattelzeug der Pferde ab und die grünen, frackartigen, auf der Brust geschlossenen Röcke waren nur mit wenigen Ausnahmen auf allen Rätthen mit glänzenden Goldborden besetzt, wie bei dem Jäger Reinhold Destner. Nur einige der Herren trugen offene, anstatt mit Borden, mit Goldschnüren hamarirte Röcke und unter denselben weiße Schokwesten, aus deren Brustöffnung die Spitzenstreifen des Hemdes hervorquollen. Alle aber, bis zu den Hundeleitern herab, Valets-de-chien genannt, hatten weißgepuderte Perrücken und den goldbordirten Dreispitz. Es mochten über hundert Personen, von denen die größte Hälfte beritten war, und wohl noch mehr Hunde sein, denn jeder Hundeknecht führte drei und auch vier Hunde an seiner Koppel.

Voraus ritt ein schon betagter Herr von hoher Gestalt mit wettergebräunten Zügen, ihm folgten zwei einzelne Jäger. —

„Der den ganzen Zug anführt,“ sagte Destner zu seiner, mit ihren Bluthaugen scharf auf den Jäger an der Spitze des Jagdzugs schauenden Gefährtin, „ist der herzogliche

Oberjägermeister, der alte Herr von Scharfeneck, auch Einer von Denjenigen, die im Lande bleiben und nicht mit dem Herzog nach Paris ziehen. Die ihm folgen, sind zwei Leib- und Hauptjäger. Nun kommen die Waldhornisten mit ihren blanken Hörnern — beim Satan, ein ganzes Duzend! — und dort, um die Ecke — schau' auf, Jana! — dort nahen schon die Hauptpersonen. Der ziemlich dicke Herr in dem offenen grünen Rocke ist Seine Durchlaucht unser allergnädigster Herzog Christian und die Dame, welche neben ihm reitet, in dem langen grautaffetnen Rocke, der wie eine Wolke ihr nachflattert, ist keine Andere als die Frau Gräfin von Forbach, die ehemalige Tänzerin, die bohémienne de l'opéra de Paris! Sei, wie sie den stattlichen Schimmel tanzen läßt, als gelte es das Entrée eines Ballets! und wie led' ihr der feine Pariser Dreispiz auf den gepuderten Locken sitzt! Wenn auch nicht mehr jung, ist sie immer noch schön genug, um Launen und Prätensionen haben zu dürfen. Die beiden blutjungen Kavaliere, welche an der Seite des Herzogs und der Gräfin reiten, sind die Grafen von Forbach, die Söhne des Herzogs, und doch nur elende Bastarde, wie Prinz Karl sagt! — Dort kommt er! zwei ganze Pferdelängen reitet er mit seinem Bruder hinter dem Ohm und den Bastarden drein — haha! — Er, der doch dem Herzog am nächsten stehen sollte! — Doch sieh' nur, wie er finster und grimmig blickt, während das runde, volle Gesicht seines jüngeren Bruders May so lustig in die Welt hinaus und auf die Vorreitenden schaut, als ob es in dem schmutzigen Thale und unter den neidischen Menschen nur Sonnenschein und Freude für ihn gäbe! — Die nun folgen, der ganze berittene Troß, es sind nur Jäger und Lakaien, gleichviel ob sie von Adel oder nur Bauernlummel sind. Nur den Einen schau' Dir genau an, Jana, der dort auf der Ecke reitet und sich so nahe, als es nur angeht, an den finsternen Prinzen hält, das ist der Herr von Esbeck und die rechte Hand des „schlimmen Karl“. Kommt sein Herr einmal an die Regierung, dann wird man von ihm hören, darauf können die Pfälzer sich verlassen! — Nun folgen die Hunde mit ihren Knechten, die man noch für weniger achtet als die Thiere und auch darnach behandelt. Weit über hundert dieser vierbeinigen Bestien hat man aufgeboden, um einem armen edlen Stück Wild den Garaus zu machen. Möge es der Bande gut bekommen!

Die letzten Worte klangen wie frecher Hohn, zugleich erhob sich der Jäger, und auch Jana schnellte hastig von ihrem Steinsiz empor, denn der ziemlich lange, glänzende Zug war vorüber und zog bereits den elenden Hütten des Dorfes Schwarzenbach zu.

„Ich muß fort, dem Herzog nach,“ rief der Jäger hastig, das schwarze Kuppel, welches er gelockert, wieder zurecht-rückend.

„Noch Eines!“ rief mit gleicher Hast die Zigeunerin. „Wohin geht die Jagd?“

„Vorerst nach Homburg zum Dejeuner, dann über Sand-dorf in die Nähe des Königsbruchhofes. Am Rehrberg ist der Stand des Hirsches, dort soll er aufgethan oder lancirt werden. Wohin dann die Jagd geht, mag der Satan wissen, doch lautet der Befehl, sie nach den Bruchwiesen, dem Hum-melwalde, in der Richtung nach Jägersburg zu führen, wohin bereits Proviand und Köche abgegangen sind, um das Diner herzurichten. — Doch, warum interessirt Dich dies Alles?“

„Wirft es schon erfahren, jetzt geh! — Ich muß fort.“
So lautete die fast befehlend gegebene Antwort Jana's

auf die letzte, recht neugierig gestellte Frage des Jägers, und noch hatte dieser sich nicht in den unerwartet raschen Abschied gefunden, als die junge Zigeunerin schon seinen Händen ent-schlüpft und in den nahen Büschen verschwunden war. Doch dem Ueberraschten blieb keine Zeit, sie wieder einzufangen, er mußte der Jagd und einem andern Wilde nach, und so säumte er denn auch nicht länger und eilte dem Eingang der Ruinen zu, wo er sein Pferd von einem zerlumpten Zigeuner bewacht fand. Keinen Blick schenkte der gepuzte Jäger seinem ehemaligen Stammesgenossen, kein Wort sprach er zu ihm. Er bestieg das Pferd und ritt so schnell als möglich die Höhe hinab, dann auf der steinigen Straße in raschem Trabe dem herzoglichen Jagdzuge nach.

Zweites Kapitel.

Eine Försterfamilie.

Zur selben Zeit, als der Jäger Reinhold Dettner und sein braunes Viehchen den herzoglichen Jagdzug erwarteten, befand sich auf einer anderen Höhe der gebirgigen und waldigen Gegend ein Waldmann, der ebenfalls den jagd-lustigen Herrschaften entgegensah, doch schweigend und mit ernsterem Denken, als der ehemalige zum Jäger gewordene Zigeuner.

An dem nördlichen Ende der langgestreckten Höhe, welche dem Städtchen Homburg fast in gerader Linie gegenüberliegt, befanden sich in einer thalartigen Senkung, vom Walde rings umgeben, mehrere kleine Gebäude ländlicher Art und ein Pavillon in elegantem Roccocostyl, die jedoch recht herab-gekommen sich darstellten. Der 1731 verstorbene Herzog Gustav Samuel hatte die kleinen Bauten errichten lassen und sie Louisenhof genannt, seiner geliebten Louise von Hof-mann zu Ehren, der Tochter eines seiner Beamten, die er geabelt und dann, nachdem er sich eigenmächtig von seiner rechtmäßigen Gemahlin geschieden, auch gehehlicht hatte. Nicht weit davon, auf einer der nächsten Höhen, erhob sich ein zweites ähnliches Bauwerk und sämtliche Gebäude waren dem jeweiligen herzoglichen Förster des Homburger Reviers zur Wohnung und Benutzung angewiesen. Doch unter der Regierung der folgenden Herzöge arg vernachlässigt, bot zur Zeit nur der Pavillon auf der Höhe ein nur einiger-maßen passendes Unterkommen, und hier hatte denn auch der jetzige herzogliche Förster, Damian Dümmler, mit seiner kleinen Familie seinen Wohnsitz aufgeschlagen.

Dümmler war ein noch junger Mann von etwa dreißig und einigen Jahren, trotzdem aber auffallend ernst und schweigsam. Die Walbeinsamkeit, in welcher er aufgewachsen war und lebte, hatte wohl diese Wirkung hervorgebracht, die auch nicht aufgehoben wurde, als er ein Weib in sein Haus geführt. Auch auf Walpurga, die junge Frau, wirkte das Alleinsein, das ununterbrochene Leben auf dem öden Berge in gleicher Weise, und wenn auch seelengut, ihrem Gatten von Herzen ergeben, so drückte sich dies in der Folge doch mehr durch einzelne Worte, Blicke und liebevolles Thun, als durch laute, heitere Reden und fröhliches Beginnen aus. Lachen und Singen hörte man anfänglich in dieser einsted-lerischen Ehe nicht. Da wurden dem Förster im Verlauf der Jahre zwei Kinder geboren und dadurch das Leben in dem

einsamen Waldhause nach und nach ein anderes, lauterer und fröhlicher.

Das älteste Kind war ein Knabe, der Henry genannt wurde, das jüngste ein Mädchen, dem die Mutter den Namen Louise gegeben. Beide waren zur Zeit, der Knabe zehn, das Mädchen fünf Jahre alt. Henry war ein frischer, fröhlicher Junge mit dunklen, scharfblickenden Augen und braunem Haar, das, wie beim Vater, den Kopf mit einer reichen Fülle krauser Locken umgab. Den ganzen Tag war er auf den Beinen, im Walde und auf den Höhen, und seine helle, kräftige Knabenstimme durchdrönte singend das Revier weit in der Runde. Kein Baum war ihm zu hoch, kein Felsblock zu steil, galt es, sie zu ersteigen, um dem Schwesterchen ein junges Böglein zu erhaschen oder eine bunte Blume zu brechen. Die Gegend, den Wald und das Wild, welches sie bevölkerte, soweit er sie hatte durchstreifen dürfen, kannte er mit seinen zehn Jahren wie ein Jäger, und schärfer vermochte er in das Waldesgrün zu blicken wie der Vater, der leider anfang an den Augen zu leiden. Ost nahm dieser ihn mit hinaus auf die Jagd, lehrte ihn die Fährte des Wildes kennen, dessen Wechsel aufsuchen, und der Knabe begriff diesen Theil des edlen Waidwerkes so gut, daß er dem Vater bald Dienste zu leisten vermochte.

Die kleine Louise war dagegen ganz das Ebenbild der Mutter. Hellblondes, fast weißes Haar umrahmte das etwas blasse Gesichtchen des Kindes, dessen große Augen jetzt schon gar träumerisch blickten. Doch mit silberhellem Ton erklang ihr Lachen, wenn der Bruder mit ihr spielte, während sie still und schweigsam in der Stube hantirte oder draußen auf der Lichtung vor dem Hause saß, sobald sie sich allein mit der Mutter daheim befand, der Bruder mit dem Vater im Walde war.

Henry hatte eine Liebe zu seinem kleinen Schwesterchen, die sich bei jeder Gelegenheit und fast in leidenschaftlicher Weise äußerte, und das Kind vermochte durch einen Blick Alles bei dem wilden und zeitweise auch recht trozigen Knaben auszurichten. Ging es Henry nicht nach dem Sinn, wollte ihm eine seiner letzten Unternehmungen nicht gelingen oder hatte er sich einen, wie er glaubte, unverdienten Verweis des Vaters, der Mutter zugezogen, so brauste es in seinem jungen Herzen auf, die dunklen Augen flammten und die geschmeidige Gestalt zeigte eine Erregtheit, die sich nur durch böse Worte Erleichterung zu verschaffen vermochte. Dann heftete Louise nur den Blick der großen Augen auf den Bruder und dieser stürzte, wie gebannt und verwandelt, dem Kinde zu Füßen, es heftig umschlingend, und aller Zorn war vorüber. Im folgenden Augenblicke lachten und sangen die Kinder, als ob nicht das Geringsste vorgefallen und eine ewige Heiterkeit sie umfangen.

Die Liebe der Mutter zu ihren Kindern äußerte sich ruhig und gleichmäßig, doch dem Vater mußte es ergehen wie dem Knaben: das kleine Boutschen hatte es ihm angethan, es übte einen wahrhaften Zauber auf den stillen, ernstern Mann aus. Sie allein konnte ein Lächeln auf dem gebräunten Antlitz hervorrufen; sie war die Erste und Letzte, die der Heimkehrende und zum Walde Ziehende also zwiefach begrüßte. In ihrem Bettchen galt dem Kinde morgens der erste Kuß, Abends der letzte des Vaters; sie war sein Alles, sein Heiligthum, und alle Liebe, die das mächtig schlagende Männerherz erfüllte, schien nur ihr, dem kleinen, stillen Mädchen, geweiht.

Am Morgen des Tages, wo die Parforce-Jagd stattfinden

solte, hatte Förster Dümmler erstler denn je sich zum Auszug gerüstet. Nicht trug er das auffallend elegante Kleid der fürstlichen Jäger und Piqueurs, nicht die weißgepuderte Perrücke, welche selbst den Hunde-Lakaien nicht fehlte. Hohe Kamaschen umschlossen die Beine und das einfache grüne Jagdhabit zeigte keine goldbetreften Nähte. Der Dreispitz mit der herzoglichen Cocarde saß fest auf dem braunen Haar, dessen Locken hinten im Nacken durch ein breites, schwarzes Taffetband festgehalten wurden, das diesen Dienst schon bei der Verheirathung des Försters versehen hatte. Der Mann war auffallend ernst — nicht etwa, als ob er an ein Unglück gedacht, das er, nach Aussage des braunen, verschmitzten Jägers Destner, dem Herzog angedeutet — das edle Wild dauerte ihn wohl in der Seele, daß es durch die Reiter und die zahllose Meute förmlich zu Tode geheht werden sollte. Diese französische Jagd dünkte ihm grausam, eines echten Waidmanns unwerth, und doch mußte er selbst den Anfang dazu machen, sie gleichsam in's Werk setzen, womit aber auch seine Hauptthätigkeit dabei zu Ende war. Hat er die Piqueurs auf die Stelle geführt, wo der Hirsch seinen Stand genommen, haben die Hunde das Wild dann lancirt, so ist seine, Dümmler's Arbeit gethan, alles Uebrige ist Sache des Leiters der Jagd, des Herrn Oberjägermeisters von Scharfenack. Doch kennt er den Verlauf der grausamen Jagd und malt er sich denselben jetzt schon im Geiste aus: wie der edle Hirsch durch die Büsche, über Wiesen, durch den sumpfigen Bruch geheht wird, stundenlang, bis er zu Tode ermattet zusammenbricht, wo ihm der Jagdherr den Gnadenfang giebt oder durch einen Schuß erlegt und dem Glend des armen Wildes ein Ende macht, oder — wo der starke Hirsch sich seinen zahllosen, übermächtigen Feinden stellt, die Jäger und Hunde annimmt, einen letzten Kampf mit seinen grausamen, unerbittlichen Verfolgern wagt, der wohl manchem Hunde, wohl gar auch Menschen das Leben kosten kann. —

„Vater, wenn Du heute nicht gern hinaus in den Wald und auf die Jagd gehst, so bleibe doch hier und bei uns!“

So sprach plötzlich leise eine Knabenstimme zu dem Sinnenden, der, ob schon vollständig zur Jagd gerüstet, noch immer unter der Thüre stand und die Schwelle zu überschreiten zögerte.

Der Förster blickte auf, legte die Rechte auf den braunen Sockenkopf des Knaben und, ihn erregt anschauend, erwiderte er:

„Wohl bliebe ich lieber daheim und bei Euch, Henry, doch ich muß hinaus, so schwer mir auch der Gang wird.“

„Und warum mußt Du denn?“

„Weil es herzoglicher Befehl und meine Pflicht ist, zu gehorchen.“

Der Knabe sann einen Augenblick nach, dann hob er mit einer energischen Bewegung den Kopf und sagte in bestimmter Weise:

„Dann muß der Befehl kein guter sein, da Du nicht damit einverstanden bist. An Deiner Stelle folgte ich ihm nicht.“

„Es muß sein!“ klang es nochmals mit einem leichten Seufzer als Antwort auf die letzten Worte des Knaben.

„Muß und immer muß, ein recht häßliches Wort! ich mag es nicht!“ erwiderte dieser trozig.

„Mußt Du nicht auch gehorchen, Henry?“

„Was Ihr Alle, Du, die Mutter und Louise, von mir verlangt, ist immer gut und ich thue es gern. — Doch nun,

Vater," rief er in anderem, hellem Ton, „da Du einmal hinausgehst, so nimm mich mit. Ich möchte den Herrn Herzog und seine Jäger in den grünen, goldbenähten Röcken und die vielen, vielen Hunde, von denen Du mir erzähltest, gern einmal sehen."

„Es geht nicht, Henry, Du bleibst heute daheim bei der Mutter."

Der Knabe verstummte und murmelte dann vor sich hin:

„Am Rehrberg steckt das Wild, ich kenne seinen Stand und auch den Weg dahin — —"

„Du bleibst, es muß sein!" klang es ernst und befehlend.

„Schon wieder das häßliche Wort!" rief der Knabe zornig und mit dem Fuße auf den Boden aufstampfend.

„Henry!" —

Eine glockenhafte Kinderstimme hatte den Namen gerufen. Der Knabe zuckte zusammen, im folgenden Augenblick ergriff er die Hand des Vaters, welche bereits eine zürnende Bewegung gemacht, drückte sie bittend und sagte:

„Ich gehorche, Vater! — Ich bleibe!"

Dann eilte er auf die kleine Schwester zu, umarmte sie stürmisch, indes Thränen in seine Augen traten.

Zwei Arme hatten sich um den Hals des Försters gelegt und ein bleiches Frauengesicht schaute dem Manne in das ernste, zürnende Antlitz, so seelengut, so treu und so bittend, daß aller Unwille verslog wie Nebel im goldenen Sonnenschein.

„Zieh' hin mit Gott, Damian," flüsterte die bleiche Frau ihm zu. „Ich bleibe daheim und will mit den Kindern zu Gott beten für einen glücklichen Ausgang der Jagd."

Innig drückte der Förster sein Weib an sich, einen Abschiedskuß gab er ihr, dann räumte die Treue den Platz an des Vaters Herzen den Kindern ein, welche nun beide hinzugesprungen waren, um dem Hinausziehenden mit dem Abschiedsgruß einen letzten Kuß zu geben.

Das kleine Mädchen war die Erste, welche, am Vater hinauffpringend, von diesem emporgehoben und geküßt wurde. Mit seinen großen, hellen Augen blickte das liebevolle Kind den Vater an, dann deutete es mit dem Händchen auf eine Stelle der Wand in der Stube, wo unter Blumen und Lichtern die bunte Figur einer Muttergottes angebracht und so ein kleiner improvisirter Altar geschaffen worden war, und flüsterte ihm zu:

„Zur Mutter Gottes will ich für Dich beten, lieb' Väterchen, und für Alle, die heute draußen im Walde sind."

Noch einen langen, innigen Kuß gab der Vater seinem kleinen, frommen Liebling, dann ließ er Louise zur Erde niedergleiten, küßte den Knaben, der sich nun herandrängte, herzlich und überschritt, mit einem letzten Liebeswort Abschied von den Seinen nehmend, die Schwelle.

Doch nur wenige Schritte machte der Förster, dann wandte er fast verstohlen den Kopf und im folgenden Augenblick hing die kleine Louise abermals an seinem Halse. Wie sein höchstes Kleinod preßte der Vater das Kind an sein vor Liebe zu den Seinigen überwallendes Herz und küßte es innig, während die Mutter und Henry unter der Thür standen und dem neuen Abschiedsgruß, der dem kleinen Mädchen wurde, ohne Reid, dafür mit dem glücklichsten Lächeln zuschauten.

Sanft glitt das Kind aus den Armen des Vaters zur Erde und kehrte langsam zur Mutter zurück, und in den nahen Büschen, welche das Försterhaus umgaben, verschwand der Vater, ohne nur den Blick noch einmal zu den Seinigen zurückzuwenden.

Es ging nicht an, die Augen des Mannes standen voll Thränen und die dursteten Weib und Kinder doch nicht sehen.

Drittes Kapitel.

Tchau! Tchau!

Bei dem Louisenhof erhob sich, nach der Ebene zu, eine kahle Kuppe, wohl der höchste Punkt der Homburg zugekehrten Bergkette, von wo aus man diese mit ihren Wäldern, Thaleinschnitten und den nackten, steinigen Abhängen, sowie nach der andern Seite hin die ganze, tiefer liegende Gegend und die jenseitigen Wälder und Höhen überblicken konnte. Hierher war Förster Dümmler gegangen, der auf dem kurzen Wege wieder ganz der eifrige, gewissenhafte Waldmann geworden war, den keine sorgenvolle Gedanken, keine Sehnsucht nach den Seinigen beirrten. In der Entfernung von etwa einer kleinen Stunde lag das Städtchen Homburg vor ihm, von wo der herzogliche Jagdzug herkommen sollte. Noch war die Gegend öde und menschenleer, weit und breit kein Laut hörbar, als etwa der vereinzelt Schrei eines hoch in der Luft kreisenden Raubvogels, denn die Herrschaften saßen in dem alten Homburger Schloßchen und frühstückten, während die Jäger sich in den verschiedenen Wirthschaften und Trinkgelegenheiten der Stadt gütlich thaten und die Hunde, auf dem Marktplatz angekoppelt, durch die Herren Valets-de-chien ihr reichliches Futter empfangen. Endlich war das herzogliche Dejeuner beendet, die Frau Gräfin von Forbach erhob sich von der Tafel und Herzog Christian gab das Zeichen zum Aufbruch. Die Höner bliesen ihre munteren Fanfaren, die Pferde wurden vorgeführt und bald darauf verließ der lange, bunte und glänzende Zug, von den Bewohnern Homburgs angestaunt, das Städtchen. Nun wurde der Straße nicht mehr geachtet und über Wiesen und Felder ging es den Bergen, in der Richtung nach dem Dörschen Sanddorf, zu. Lustig setzten Reiter und Pferde über die Schwierigkeiten des Bodens, die sumpfigen Stellen und Wiesenbrüche hinweg, gleichsam als ob sie ihre Kräfte erproben wollten für die nicht unbedeutende Aufgabe des Tages.

Von seinem Standpunkte aus hatte Förster Dümmler die Herannahenden bald erschaut und rasch war er zu Thal niedergestiegen, um an befohlener Stelle seinen durchlauchtigsten Herrn und Gebieter zu erwarten. Dicht hinter Sanddorf zog sich ein kleines Thälchen in die Berge und nach dem Rehrberg zu; dort war es, wo der zu jagende Hirsch seinen Stand hatte. An dieser Stelle harrte Dümmler der rasch Näherkommenden.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Handelshaus.

Eine Erzählung von F. Ewald.

(Fortsetzung.)

„Es ist nichts Anderes zu thun, als die Zeit abzuwarten,“ fuhr Carstensen fort. „Es ist nur ein ärmlicher Trost, den ich Ihnen geben kann, mein Fräulein; aber gleichwohl sage ich, daß Sie hier draußen bei uns gute Freunde haben, und sollte es sich ereignen, daß Sie eine hilfreiche Hand brauchen, so wissen Sie, wo Sie dieselbe finden können.“

Der alte Seemann klopfte ihr freundlich auf den Kopf und indem er mit feinem Takte einsah, daß es besser sei, wenn er sie mit Laura allein ließ, nahm er seinen Hut und ging.

Siebentes Kapitel.

Nachdem Nyssow seinen Abschied empfangen, erhielt Adam seinen Platz und arbeitete fleißig. Nachdem er die Bücher eingesehen, kam er bald zu der Ueberzeugung, daß Nyssow's Betriebsweise gar zu kostbar gewesen sei und suchte deshalb eine größere Sparsamkeit einzuführen; aber, wie sehr er auch sparte, zeigte es sich doch unumgänglich nöthig, noch ein nicht geringes Kapital in die Fabrik zu stecken, wenn dieselbe einen ordentlichen Ueberschuß geben sollte. Sobald ihm dieses klar geworden, reiste er nach Kopenhagen und legte seinem Prinzipal die ganze Berechnung vor.

Diesem kam die Eröffnung etwas ungelegen, besonders in dem Augenblick. Die große Summe, die er auf einmal verloren, hatte seine Kräfte geschwächt und ihn genöthigt, alle seine Gelder auf sein Geschäft in Kopenhagen zu konzentriren; aber auf der andern Seite sah er sehr gut ein, daß Adam's Berechnungen und Vorschläge richtig waren und daß Sparsamkeit in dieser Richtung ihm nur Schaden würde. Entweder mußte er sich entschließen, die Fabrik zu verkaufen, und das konnte er in diesem Augenblicke nicht ohne Verlust thun, oder er mußte Geld schaffen.

„Allerdings gehört mehr Geld in die Fabrik,“ sagte er nach längerem Ueberlegen. „Stellen Sie die Rechnung genau auf in allen Einzelheiten und senden Sie mir einen detaillirten Ueberschlag, dann werde ich mir die Sache noch einmal durchdenken und meine Bestimmungen treffen.“

Nach diesem Bescheid erhob sich Adam, um zu gehen; als er schon den Thürgriff in der Hand hielt, winkte ihn der Grossirer Frank zurück.

„Ist der Criminal-Beamte noch draußen?“

„Ja, Herr Grossirer, aber so viel ich weiß, wird er morgen abreisen.“

„Er hat wohl nichts entdeckt?“

„Das kann ich nicht sagen; man erfährt niemals etwas von ihm. Er redet mit allen Leuten und kennt jeden Menschen auf der Fabrik und in der ganzen Gegend, aber so viel er auch redet, so ist man nachher doch eben so klug.“

„Ah, er ist wohl ein Stümper,“ sagte Frank gleichgiltig und wandte sich wieder zu seinem Arbeitstisch.

„Das glaube ich doch nicht, Herr Grossirer.“

„Weshalb glauben Sie das nicht?“ fragte Frank und wandte sich schnell gegen Adam um. Es verletzte ihn, daß ein Anderer so bestimmt eine Meinung auszusprechen wagte, die der seinigen entgegengesetzt war. „Weshalb glauben Sie das nicht?“ fragte er nochmals etwas scharf. „Worauf stützen Sie diese Meinung?“

„Nicht auf etwas Bestimmtes, Herr Grossirer; aber in der Art und Weise, mit der er die Untersuchung führt und in seiner ganzen Persönlichkeit ist etwas, das Vertrauen einflößt.“

„Bah! — Die Art und Weise, die Untersuchung zu führen! Persönlichkeit! — Sie können nun gehen!“

Wenn Adam ein heftiges Temperament gehabt hätte, würde ihn diese höhnische Abweisung gekränkt haben, er besaß aber einen ziemlich ruhigen Charakter und eine ausgeprägte Rechtflichkeit. Das war besonders der Grund, daß er in Frank's Diensten geblieben war.

Wie sehr auch Hochmuth und Geldstolz Frank zur Last gelegt werden konnten, so war er doch ein redlicher Mann, welcher in seinen Geschäften niemals diese größeren oder kleineren Prellereien duldete, die gewöhnlich als kaufmännische Tüchtigkeit bewundert werden; er ließ niemals einen Vortheil unbenutzt vorübergehen, ließ sich aber in keine Unredlichkeiten ein. Gerade auf Grund dieser Eigenschaft hatte Adam große Achtung vor ihm und über sah das, worin die meisten Andern sich nicht gefunden haben würden. —

Am nächsten Tage machte sich der Criminal-Beamte zur Abreise fertig, machte aber vorher noch einen Rundgang durch sämtliche Baulichkeiten.

„Es ist ganz behaglich, mitunter einmal auf dem Lande zu sein,“ sagte er, während er mit Adam vor dem Hause spazierte, „besonders wenn man einen so zuvorkommenden Wirth hat.“

„Sie sind gar zu gütig, Herr Blom,“ antwortete Adam; „der Wirth ist der Grossirer; ich bin in jedem Falle nur Vicewirth.“

„Ja, ja,“ sagte Blom, „ich meine den Vicewirth. Der Grossirer ist mir etwas sehr verdrießlich und ich kann nun einmal nicht mit solchen verdrießlichen Leuten umgehen.“

„Er ist vielleicht etwas unzugänglich,“ meinte Adam, „aber gleichwohl ein Mann, vor dem ich große Achtung habe.“

„Natürlicherweise! Aber sagen Sie mir, hat er den Schlag aushalten können?“

„Welchen meinen Sie?“

„Ich meine den Diebstahl.“

„Ich hoffe es, ich kenne übrigens keine Geschäfte nur nach den Büchern, was er sonst besitzt, weiß ich nicht.“

„Sehen Sie, da ist die Thür, durch welche sie hineingingen, die Spitzbuben,“ sagte der Beamte plötzlich abbrechend und blieb draußen vor dem Gebäude stehen, das er so oft untersucht hatte. „Ich habe niemals ein Zeichen finden können, daß sie von außen erbrochen sei.“

„Ich glaube auch nicht, daß das der Fall gewesen ist,“ sagte Adam, „und das glaubt Niemand auf der Fabrik. Die Diebe sind sicher genug aus der Thüre hinausgegangen, aber kaum durch dieselbe hineingekommen.“

„Sie müssen gleichwohl durch dieselbe hineingekommen sein,“ meinte Blom; „alle übrigen Eingänge waren ja verschlossen; es sei denn, daß sie durch den Schornstein gekommen sind, und das sind sie nicht, denn diesen Weg habe ich untersucht. — Sie haben noch immer kein Mißtrauen gegen einen oder den andern von den Leuten im Hause?“

„Nein, schlechterdings nicht. Ich beobachte Alle nach besten Kräften; ich habe bis jetzt aber noch nichts bemerkt, was Mißtrauen erregen könnte. Sollte dies inzwischen geschehen, so könnten Sie sich darauf verlassen, daß ich Ihnen schreiben werde, wie ich Ihnen versprochen habe.“

„Thun Sie das,“ sagte der Beamte nachdenklich. „Aber da ist noch eine Entfernung, die ich zu messen vergessen habe; es war doch schlimm, daß ich gestern mein Klastermasß zerbrach; nun habe ich nur dies Ellenmaß, welches beschwerlich ist, weil man sich so viel bücken muß.“

Er stand mit dem Maße in der Hand und sah sich um, als ob er etwas Passenderes fände.

„Nun habe ich es. Dort steht eine Binde mit schlanken Zweigen; ich werde eine davon abbrechen und mir ein Klastermasß machen. Wenn ich nur ein Messer hätte.“

„Das können Sie von mir bekommen,“ sagte Adam und reichte ihm das seinige.

„Das ist doch ein sonderbarer Zufall,“ sagte der Beamte; „ich habe das Seitenstück dazu und ein solches Messer noch nie bei Andern gesehen.“

„Ich auch nicht,“ sagte Adam. „Wir hatten auf dem Comptoir jeder ein solches Messer; wir kauften sie auf einmal.“

„Bei wem denn?“ fragte der Beamte.

„Bei dem Eisenhändler Heinrichsen; es waren die letzten von dieser Sorte, die er hatte.“

„Er muß doch noch eins gehabt haben,“ meinte der Beamte. „Es schneidet übrigens gut, es ist Stahl darin. Ich wollte das Messer nicht für zwei Thaler entbehren.“

„So behalten Sie es,“ sagte Adam.

„Nein, nein, das war nicht die Meinung. Ich redete nur von meinem eigenen Messer, aber dieses ist ja das Seitenstück zu demselben.“

Während dieser Unterredung hatte sich der Beamte ein Klastermasß aus einem der Zweige geschnitten und maß damit die Entfernung von der Thür bis zu der Stelle, wo die Gelblasse gefunden worden.

„Nun glaube ich, daß ich mich hier draußen im Ganzen genug umgesehen habe,“ sagte er.

„Und haben Sie etwas gefunden?“ fragte Adam.

„Das ist schwierig zu sagen. Ich habe nur meinen Rapport an meine hohen Vorgesetzten zu machen und kann nicht darüber urtheilen, ob es viel oder wenig ist.“

„Ich will mich nicht in Ihre Geheimnisse drängen; aber wenn es nicht unbescheiden wäre, könnte ich wohl Lust haben, Sie zu fragen, ob Sie etwa selbst Mißtrauen gegen einige von den Leuten hier auf der Fabrik Mißtrauen hegen und darauf antworte ich Ihnen ganz einfach: Gegen keinen Einzigen von Allen.“

Nach dieser werthvollen Aufklärung gingen sie in's Haus

zurück, und nachdem der Beamte seine Sachen gepackt hatte, wurde der Wagen angespannt und er fuhr nach Kopenhagen zurück.

Der Grossirer Frank hatte eine große Summe herbeschafft und in die Fabrik gesteckt. Seinem Geschäft in Kopenhagen konnte er dieselbe nicht entziehen; er mußte also seine Zuflucht zu einer Anleihe nehmen, welche er leicht und noch dazu unter guten Bedingungen zu Stande brachte. Mit Zufriedenheit und Selbstgefühl hatte er gesehen, wie geachtet sein Name sei und wie man förmlich wetteiferte, ihm Gelder anzubieten.

„Wenn Frank Geld leiht, wird er ein sehr großes Geschäft vorhaben, aber gleichviel, er ist sicher genug,“ sagte der Eine.

„Seine Gelder in dem Geschäft unterzubringen, ist ebensogut, als sie auf eine zuverlässige erste Priorität auszuleihen,“ sagte der Andere.

„Er ist ebensogut, wie die Obervormundschaft,“ meinte der Dritte und damit war die Sache abgemacht.

Frank erhielt Geld und die Fabrik hob sich, aber der Zucker fiel. Er sah bald, daß er, wie viel er auch zuschieße, jeden Tag verliere. Inzwischen war keine drohende Gefahr vorhanden; fiel der Zucker auch für den Augenblick, so konnte er doch leicht wieder steigen und kam es darauf an, konnte er endlich die Fabrik verkaufen, wenn es auch mit Verlust sein sollte. Aber es blieb dabei nicht; er merkte auch einen Rückgang in den Geschäften in Kopenhagen; es war nicht allein sein Haus, welches darunter litt, die Klage war allgemein. Es war eine jener Geschäftsstockungen, welche bisweilen eintreten können, ohne daß man sich recht den Grund erklären kann, wahrscheinlich weil er in unendlich vielen größeren und kleineren Umständen zu suchen ist, deren Eingreifen in einander allzu verwickelt ist, um durchschaut werden zu können.

Für Frank war es eine ganz ungewohnte und neue Situation, Geldmangel zu haben; dies Ereigniß war weder zu seines Vaters Zeiten, noch in der langen Reihe von Jahren eingetroffen, während welcher er selbst Chef des Hauses gewesen war. Er erwog ruhig die Umstände, stellte seinen Status auf und kam zu dem Resultat, daß er abermals eine große Anleihe machen müsse, bedeutend größer als die vorhergehende. Er wußte recht gut, daß man das vorige Mal erwartet hatte, große Geschäfte in Angriff genommen zu sehen, und daß man sich in dieser Beziehung etwas getäuscht fühlte, gleichwohl meinte man, sei nichts im Wege, daß man ihm auch diesmal entgegen komme. Inzwischen schien es doch sehr angezeigt, den Credit zu stärken, ehe er neue Forderungen stellte, aber auch dazu fanden sich keine Mittel.

Der Wunsch, Statsrath zu werden, der früher lebendig in ihm war, hatte inzwischen geruht; er war nie vergessen, es gab aber doch Zeiten, wo das Interesse für das Geschäft ihn zurückgedrängt hatte; nun dagegen war der rechte Zeitpunkt gekommen, da der Titel ihm von Nutzen sein konnte. Glücke es ihm, gerade in diesem Augenblick Statsrath zu werden, würde das ein unermesslicher Vortheil sein; er würde in den Volksmund kommen, von mehreren seiner Standesgenossen beneidet, vielleicht sogar gehaßt werden, aber je mehr, desto besser; auch das könnte seine vortheilhafte Seite haben und ihn in den Vordergrund stellen. Vor Allem würde es seinen Credit stärken und dem Geschäft den Stempel der Solidität aufdrücken, dessen es jetzt mehr als je bedurfte.

Statsrath zu werden — darum drehte sich nun das ganze Denken und Thun des Grossirers. Er wußte recht gut, wie eine solche Affaire behandelt werden müsse und faßte die Sache mit seiner gewöhnlichen Energie an. Als er dieselbe hinlänglich vorbereitet glaubte, gab er ein Diner. Die großen Zimmer, in denen die schweren Gardinen für gewöhnlich vor den Fenstern zusammengezogen waren, so daß in denselben die aristokratische langweilige Dämmerung herrschte, welche in reichen Häusern so beliebt ist, wurden geöffnet und sahen wieder das Tageslicht. Der gestreifte Ueberzug wurde von den Sophas und Stühlen abgenommen und das Ganze strahlte von Sammet und Vergoldung, die kostbarsten Möbel wurden dahingestellt, wo sie sich am vortheilhaftesten ausnahmen und die Kronleuchter montirt.

In dem sonst so stillen Hause war eine Geschäftigkeit und ein Summen von Kochweibern, Dienern und Boten, welches bei solchen Gelegenheiten selbstverständlich ist. Der Grossirer Frank ordnete selbst das Ganze, und gab sich dieses Mal ungewöhnliche Mühe, daß Alles glückte.

Er gab seine Befehle nicht polternd und lärmend, wie ein Geldmann von geringerem Range dies gethan haben würde, sondern mit einer Würde und einem Anstand, welcher höchst imponirend anzusehen war. Obschon er in einzelnen Augenblicken an einer geheimen Furcht vor dem Ausfalle litt, fand er doch Behagen daran, durch die lange Reihe der Zimmer zu wandern und die Vorbereitungen in Augenschein zu nehmen.

Friederike hatte an diesen Mittagsgesellschaften nie Theil genommen. Ihre Mutter starb zeitig und was hatte ein solches Kind bei den Festlichkeiten ihres Vaters zu thun? Als sie größer wurde, fühlte sie einen gewissen Widerwillen vor dieser Art Zusammenkünften und bat, davon befreit zu bleiben, welches der Vater um so lieber gestattete, da er sie als eine Last betrachtete, welche er mit möglichst geringer Beschwerde tragen müsse. Auch diesmal hielt sie sich zurück und blieb auf ihrem Zimmer.

Endlich kam der Tag. Zur Mittagszeit rollte eine Equipage nach der andern in den Hof. Festlich gekleidete Herren stiegen die Treppe hinauf und wurden von gallonirten Dienern empfangen.

Grossirer Frank selbst begrüßte die Eintretenden mit der Mischung von gedämpftem Wohlwollen und Querköpfigkeit, von reservirter Zuorkommenheit und Selbstgefühl, welche einem Geldmatarador eigen ist und welche wahrscheinlich in der Natur eines jeden Menschen verborgen liegt, aber allein bei diesen Geschöpfen die Bedingungen ihrer Entwicklung findet.

„Guten Tag, lieber Freund,“ sagte Frank und grüßte einen der Gäste mit ungewöhnlicher Freundlichkeit. „Ich hörte, daß Sie Donnerstag von London zurückgekommen seien. Nichts Neues?“

Anstatt zu antworten, faßte ihn der Gast unter dem Arm und zog ihn in eine Fenstervertiefung.

„Ich will Ihnen nur so viel sagen, daß „Smith u. Wilson“ in London auf schwachen Füßen stehen; mindestens sagte man das drüben. Haben Sie daher Geschäfte mit ihnen, so ziehen Sie sich zeitig zurück. Ich habe mich gleich von ihnen frei gemacht, als ich es hörte.“ fügte er hinzu und tieb sich vergnügt die Hände. „Man kann niemals vorständig genug sein.“

„Erwartete man, daß die Katastrophe nahe bevorstehe?“ fragte Frank.

„Ob sie nahe bevorsteht oder nicht, weiß ich nicht, aber der Credit des Hauses ist geschwächt. Es geht zu Ende.“

Damit schieden sie und mischten sich unter die Gäste, welche jetzt die Zimmer füllten. Es waren lauter reiche Leute, die Elite des Kaufmannsstandes; außerdem war ein vornehmer Herr mit großen Sternen auf der Brust da; er sah aus, wie man sich einen einflussreichen Beamten denken konnte, dessen Macht zu einem so und so großen Kapital in Gelde angeschlagen war; eine Maschine, die mit so und so viel Pferdekraft arbeitet.

Grossirer Frank wußte, was Mittagsgesellschaften ausrichten konnten. Hohe Autoritäten, welche für den täglichen Gebrauch schroff und unzugänglich sind, werden bei einem Mittagessen geschmeidig und mittheilsam. Wohl giebt es Steinherzen, die sich nicht rühren lassen und welche auch der edelste Wein nicht zum schnelleren Schlagen bringen kann, aber an diesen kann man ja vorübergehen und sich an Seelen von einem weichen Stoff halten, an solche, welche für die Freuden eines Diners empfänglich sind. Die amtliche Barschheit, welche sie durch den täglichen Gebrauch geneigt macht, in Jedem einen Vitisteller und also einen solchen zu sehen, den man sich vom Leibe halten müsse, weicht einer sozialen Gemüthlichkeit, und Männer, welche in einer öffentlichen Versammlung einander geißeln und sittlich entrüstet sind, können eine Stunde darauf im besten Einverständnis mit einander anstoßen.

Grossirer Frank hatte den besten Mann an seiner Seite und führte ein eifriges Gespräch mit ihm. Es wäre Frank's gutem Verstande gegenüber Unrecht, wenn Jemand annehmen wollte, daß er diesem Manne geradezu zugemuthet hätte, seinen Einfluß zu seinen Gunsten geltend zu machen und ihm den Statsrathstitel zu verschaffen; es wurde über diese Sache kein Wort zwischen ihnen gewechselt; es würde aber auf der andern Seite eben so sicher ein Verkennen des Verstandes des besten Mannes gewesen sein, wenn Jemand annähme, daß er einen einzigen Augenblick über Frank's Pläne im Zweifel gewesen sei, und es war ebenso gewiß, daß ein Jeder von ihnen von dem Andern wußte, daß er seine Gedanken kenne.

In dem Augenblick, als das Gespräch am lebhaftesten und die Stimmen am lautesten waren, ergriff Grossirer Frank sein Glas und wandte sich an den besetzten Mann. Er redete nicht in einer kriechenden Form, dazu hatte er sich nie bequemen können, sondern schlug einen biedern, herzlichen Ton an:

„Ich danke Ihnen recht sehr, Herr Conferenzrath, daß Sie mir die Ehre erwiesen haben, meine Einladung anzunehmen,“ sagte er, indem er sein Glas erhob.

„Sehr verbunden, Herr Grossirer, sehr verbunden. — Sagen Sie, haben Sie vielleicht Lust, in die Direktion der Stiftung einzutreten, von der ich vorhin mit Ihnen sprach? Wir gebrauchen einen Mann mit — ja wie soll ich mich ausdrücken — mit einem gewissen Namen und in einer gewissen — ich will es Stellung nennen. Wir haben viel über die Sache nachgedacht, aber wir konnten keinen andern finden, als gerade Sie.“

„In Wahrheit zu sagen, bin ich etwas in Zweifel, ob ich das Anerbieten annehmen kann,“ sagte Frank, „da diese Stellung mir leicht eine Menge Reisen verursachen könnte, welche meine Geschäfte nicht gestatten, und außerdem weiß

ich nicht, ob mein Name über den Handelsstand der Stadt hinaus hinlänglich bekannt ist."

"Ist nichts anderes im Wege," meinte der Conferenzzrath, indem er den Blick über die reichbesetzte Tafel wandern ließ, "dann wird die Sache schnell in Ordnung kommen. Der Mann, dessen wir in der Direktion bedürfen, hat nichts mit Reisen zu thun, er hat seine Geschäfte hier in der Stadt; und was den andern Punkt betrifft, — und wer kennt nicht den Grossirer Frank," sagte der Conferenzzrath, indem er ihm lächelnd auf die Schulter klopfte. "Ganz gewiß ist es günstig und wünschenswerth, daß die Direktoren eine höhere Stellung in der Gesellschaft einnehmen, aber dazu kann ja, wenn es nothwendig sein sollte, sehr leicht Rath geschafft werden. Ueberlassen Sie das nur mir, das ist etwas, was von selbst folgt."

Von diesem Augenblick an wußte Frank, daß er des Etatsrathstitels gewiß sei und versank in ein behagliches Grübeln.

"Ich kann also wohl darauf rechnen, daß Sie das Anerbieten annehmen?"

"Ganz gewiß, Herr Conferenzzrath; nach den Aufklärungen, die Sie mir gegeben haben, muß ich es geradezu für meine Pflicht ansehen, ein so ehrenbes Anerbieten anzunehmen."

Damit war die Sache abgemacht.

Nach Tisch fiel die Rede auf Frank's Fabrik und durch eine natürliche Ideenverbindung kam man auch auf das Kapitel vom Diebstahl. Es war Frank bei Zeiten geglückt, zu verbergen, wie viel ihm gestohlen worden. Außer ihm selbst wußte kein anderer darüber etwas Gewisses, als die Polizei und Nytkow, der nun fort war; ferner Adam und der Knecht, der dem Grossirer die Nachricht überbracht hatte. Adam war eine zu zuverlässige Persönlichkeit, um etwas auszulauern, und der Knecht hatte die strengste Ordre bekommen, zu schweigen.

"Sie haben noch nichts entdeckt?" fragte der Grossirer Erichsen.

"Nicht das Mindeste," antwortete Frank.

"Die Diebe erhielten bei dieser Gelegenheit wohl nicht viel?" fragte ein Anderer.

"Nichts von Bedeutung; gegen dreihundert Thaler," sagte Frank; "von dieser Seite hat es nichts zu bedeuten; es ist aber ärgerlich, daß so etwas geschehen kann."

"Hat die Polizei nichts ermittelt?"

"Ah, die Polizei!" sagte Frank in verdrießlichem Ton.

"Man hat mir einen Beamten auf den Hals geschickt, der mehr redet als denkt. Ich sehe ihn für einen nachlässigen Menschen an, aber ich kann ja nicht in die Sache eingreifen."

"Hören Sie, Frank," sagte der Herr, der neulich von London zurückgekommen war, "wer verwaltet jetzt die Fabrik draußen?"

"Einer meiner früheren Commis. Er heißt Adam. Sie kennen ihn wohl nicht?"

"Nein," sagte der Andere; "es kommt mir übrigens vor, als ob ich einen andern Namen gehört hätte, als ich mit Ihnen draußen war."

"Darin haben Sie recht; derzeit hieß der Verwalter Nytkow, er hat aber seinen Abschied erhalten."

"Kamen Sie hinter Veruntreuungen?"

"Das gerade nicht," antwortete Frank, "aber er war unverschämt und deshalb jagte ich ihn fort. Ich glaube beinahe, daß er sich zuletzt einbildete, daß er der Herr dort unten sei. Derartige Leute werden leicht hochmüthig."

"Nun erinnere ich mich seiner," sagte der Andere, "er hatte ein lächerliches Gesicht. — Nun habe ich es — ja, es ist ganz zuverlässig, ich sah ihn ja in London."

"In London?"

"Er hatte wohl schon Geschäfte auf eigene Rechnung; es schien, als ob er sich etablirt hatte."

"So," sagte Frank, "das kann ja sein; ich wußte übrigens nicht, daß er Kapital habe."

Damit wurde das Gespräch abgebrochen und die Gäste vertheilten sich allmählig an den Spieltisch. Obschon Frank jetzt dem Ziel näher als jemals war, fühlte er sich doch nicht recht zufrieden. Die verhängnisvolle Nachricht, die er über das Londoner Haus erhalten hatte, ängstigte ihn; wohl pflegt das Gerücht zu übertreiben, das Sicherste würde aber doch sein, sobald als möglich seine Vorrichtungsmaßregeln zu treffen.

Als die Gesellschaft aufbrach, ging er, wie er bei ähnlichen Gelegenheiten pflegte, auf sein Zimmer, um die Briefe und Depeschen zu lesen, die im Laufe des Tages eingegangen waren; ehe er aber damit begann, setzte er sich auf's Sopha und zündete eine Cigarre an, um sich ein wenig zu sammeln. Für einen Augenblick schob er alle Sorgen zur Seite und konnte sich in seiner neuen Würde, die er allerdings noch nicht erhalten hatte, deren er aber doch sicher war. Nach einer Pause ging er an sein Pult und machte sich daran, die eingegangenen Briefe zu öffnen.

"Von Westindien — nun, laßt uns sehen — ja, ja, einmal mußte es doch mit dem Fallen aufhören; wenn es auch nicht gleich steigt, so ist es doch immer ein Vortheil, daß es nicht mehr fällt. — Das will ich eine verhältnißmäßig gute Nachricht nennen. — Und nun dies? — Vortrefflich. — Das Schiff ist abgegangen. — Eine Depesche —"

Er durchlief sie, ließ die Arme sinken und saß still vor sich hinstarrend. Die Depesche war von London und lautete:

"Smith u. Wilson" haben sich insolvent erklärt.

Das Haus vollständig ruiniert. So weit man schon jetzt urtheilen kann, werden keine fünf Prozent herauskommen."

Nach diesem Stoß sah sich Frank für einen verlorenen Mann an; vielleicht konnte er noch mit Hilfe einer größeren Anleihe das Geschäft aufrecht erhalten und eine Möglichkeit, das Haus zu retten, war unlängbar vorhanden, aber es war eine von den Möglichkeiten, nach welchen der Ertrinkende wie nach einem Strohalm greift.

Gleichsam betäubt von diesem Schlage erhob er sich und ging zurück in die leeren Zimmer, welche vor einer Stunde von dem Lachen und der Lust der Gäste wiederhallt hatten; nun war Alles todt; die Luft war schwer und drückend und über das Ganze fiel ein matter Schein von dem Lichte, welches er in der Hand hielt. Er setzte mechanisch den Leuchter weg und begann durch die lange Reihe der dunklen Zimmer hin- und zurückzuwandern. Im Anfange dachte er an Nichts; allmählig aber rief der Ort alle Erinnerungen aus seiner Kindheit wach, und längst begrabene Bilder der Vergangenheit zogen an seinem Geiste vorüber.

(Fortsetzung folgt)

Fürst und Waidmann.

Historische Novelle von Ludwig Biemssen.

(Fortsetzung.)

„Aber kommt nun hinein in's Haus, daß ich Euch einen Willkomm bringe in einem guten Krüge Stettiner Bieres,“ fuhr der Alte fort. „Es ist lange her, daß wir ein traulich Wort mit einander geredet, und fürwahr, es hat mich oft genug nach Euch verlangt.“

Während sich die beiden Männer nun behaglich im Stübchen des Castellans niederließen und einer mächtigen Schleifflanne guten Gebräus ihr Recht anthaten, trug den Gegenstand ihrer frommen Wünsche sein edles Roß, von Schenkelbruch und Sporn getrieben, noch immer in unverminderter Schnelligkeit dahin, bis der Saum des fernen Forstes erreicht war, der in dunkler Linie weit und breit den Horizont säumte.

Hier grüßte die wonnige Kühle des Waldes das erhitze Thier allzu verlockend, als daß es den Versuch einer ruhigen Gangart hätte unterbrechen können, und da sein in tiefe Gedanken versunkener Reiter nicht weiter darauf achtete, so begann es allmählig im Schritt einherzugehen und von der starken Anstrengung des Laufes zu verschlafen, während die klugen Augen bedächtig Pferd und Umgegend musterten, und ein leichtes Wiehern sein Wohlbehagen an der lieblichen Scenerie auszudrücken schien.

Tiefe Waldstille war ringsumher ausgebreitet; leise nur rauschte die Morgenluft in den Wipfeln der alten, riesenhaften Bäume, im Unterholze regte sich kein Blatt, und die Sonne lag mit brütender Wärme über dem einsamen Gehau, das sich links vom Wege den Hügel hinanzog und bald wieder von dichtem Hochwald begrenzt wurde. Schmetterlinge flatterten mit unstättem Flügelschlage über den süßduftenden Thymian daher, und schwärmende Waldbienen trieben in den zarten Blüthenglocken der Eriken ein fast übermüthiges Leben.

Langsam schritt das edle Roß auf dem holprigen Waldwege dahin, dann und wann von dem röthlichen Laube eines überhangenden Eichenzweiges ein Maul voll abstreifend oder von der Oberfläche eines rinnenden Bächleins, das den Waldpfad durchbrochen hatte, gesenkten Hauptes den erquickenden Wasserdunst einsaugend.

Ruhe und Frieden herrschen ringsumher, so weit das Auge trägt, das Ohr vernimmt, tiefe, glückselige, besänftigende Lebensstille!

Aber den düsteren Reiter rührt dies nicht. Für ihn öffnet der Wald seine stillen, hohen Galden vergebens, der süße, stärkende Dunst der jungfräulichen Natur, das milde Rauschen in den Wipfeln, der erquickliche Strahl der Morgensonne, all' das holde Leben und Weben in Licht und Lust und Ton und Farbe, so beseligend und stillend auch für das roheste Menschenherz, ihn läßt es unbewegt, und nur um so tiefer scheint ihm die umgebende Ruhe in seine düßeren Grübeleien zu versenken.

Da fährt bei einer plötzlichen Wendung des Weges ein Sichelhabicht erschreckt aus dem Dickicht auf und flattert kreischend durch den Wald, die holde Stille widrig unter-

brechend: das weckt den Reiter aus tiefem Hinbrüten auf. Ein kurzer, rascher Blick über den Weg hin, ein anderer nach dem Stand der Sonne, und vorbei ist es mit dem bequemen Schritt des Köpflens. Schenkel und Sporen bezeugen eindringlich, daß keine Zeit mehr zu versäumen sei, und ihrer Weisung folgend, schlägt das schöne Thier etne so scharfe Gangart an, wie es irgend der oft nur allzu gefährliche Waldpfad gestattet.

So ging es meilenweit fort durch Hochwald, Halbe und Moor, durch düstere Fichtenwälder und lichte Waldwiesen, bis endlich, da die Sonne fast auf Mittag wies, die Reise plötzlich ein Ende zu finden schien. Denn als Herr Werner am Fuß einer Hügelreihe, die im Rückprall der Sonnenstrahlen glühende Hitze ausströmte, langsam dahintritt, drangen auf einmal rufende und antwortende Hornsignale an sein Ohr und gaben ihm die angenehme Ueberzeugung, daß er sich — früher als er gehofft — in der Nähe des Herzogs und seines Jagdgesolges befinde.

In der That hatte er nicht mehr weit zu reiten, um darüber Gewißheit zu erlangen; denn kaum war er aus den Bergen heraus, als er in geringer Entfernung rechts vom Wege ein paar Forstknechte, mit Zeug und Rehen beladen, aus dem Bruch aufsteigen und sich langsam nähern sah. Er hielt sein Roß an, wartete ihr Herankommen ab, dann, als er sie an ihrer Tracht als fürstliche Zeugknechte erkannte, redete er sie an und fragte, ob der Herzog im Forst jage und wo er zu treffen sei.

Der älteste der beiden Zeugknechte ließ seinen schweren Packen zur Erde sinken, nahm die verbräunte Kappe vom Kopf und wischte sich, den Fragenden starr ansehend, mit dem Jackenärmel schweigend die feuchte Stirn. Dann erwiderte er langsam und bedächtig:

„Ja, seht, lieber Herr, ein ordentlich vorbereitet und eingestelltes Jagen war es eigentlich nicht; maßen fürstliche Gnaden an diesem gesegneten Tage fürnehmlich nur die Forst revidiren und den Bescheid der Waldgräven und Knechte über Forstfrevel und was dem angehörig, entgegen nehmen wollten. Aber da kam heut' in aller Frühe, kaum daß fürstliche Gnaden ihren Morgentrunk zu sich genommen, der Müller von der Zoppenbed mit seinem Jungen gelaufen, heulten und handschlagten und fielen dem Herzoge zu Füßen und klagten gar beweglich, daß ihnen in drei Wochen bereits zwei Kühe und drei Ziegen von den Buchsen gemordet und erst heute wieder bei grauem Morgen ein Kalb niedergelassen sei, also, daß sie ihrer Noth schier kein Ende müßten. Bäten darob mit rechtem Fleiß, fürstliche Gnaden wolle mit Dero Jagdgesolde zum Mindesten den Martenbruch, allwo man die Unthiere schier bei Haufen spüren könn', einmal sorglich abtreiben, anders sie und andere arme Leut' schier verzweifeln und mit ihrem Wischen fahrender Hab' das Weite suchen müßten.“

„Nun und —?“ drängte Herr Werner ungeduldig, „kommt z. m. Schluß!“

„Ja wohl, lieber Herr!“ entgegnete der alte Jenzknecht gutmüthig. „Wie ich schon sagen wollt; solche bewegliche Bitten rührten denn unseren mildthigen Fürsten bergestalt, daß er das ganze Jagdgestübe, so viel ihrer schon beisammen waren, fort berufen ließ und Befehl gab, man solle den Martenbruch mit dem kleinen Wolfszeuge, so zur Hand, in kürzester Frist einhegen und Alles zum Treiben sorglich einrichten. Solches geschah denn auch mit allem Fleiß, und nachdem die Unthiere bestätigt, belappt und in's Zeug gebracht, ließ der Forstmeister in aller Stille den Haken mit den Netzen stellen, also, daß nach Einlappung derer Windseite den Luchsen die Flucht versperrt war: und nun gab's ein stilllich Treiben, daß einem das Herz aufgehen konnt'. Da kamen sie denn hervor, die grimmen Katzen mit gräulich funkelnden Augen, bald im Trab, bald im Sprung, um durchzubrechen und ihre Haut zu wahren; jedoch eine nach der anderen mußte das Bad bezahlen, und unser gnädigster Fürst selber, als ein fertiger und holzgerechter Waidmann, hat deren zwei mit eigener Hand erlegt. Die anderen — —“

Hier unterbrach Herr Werner, der seine Ungebuld nicht länger bezähmen mochte, den rehseligen Sprecher jählings mit der kurz abgerissenen Frage, wo jetzt der Herzog zu finden sei; und als der alte Knecht mit einem Blick der Verwunderung, bei dem interessantesten Theile seines Berichtes so rücksichtslos unterbrochen zu werden, etwas verdrießlich geantwortet hatte, daß der Sammelplatz am „Barnims-Kreuz“ bestimmt, und dorthin auch die erlegten Luchse geschafft worden seien, grüßte er kurz mit einer Handbewegung, gab seinem Rosse die Sporen und sprengte über die Haide dahin, ohne sich auch nur einmal nach den Zurückbleibenden und ihm ärgerlich Nachschauenden umzublicken.

Ein rascher Galopp brachte ihn in kurzer Frist an die bezeichnete Stelle im Forst, wo das Andenken an eine vor zwei Jahrhunderten verübte blutige Gewaltthat durch ein steinernes Kreuz nachlebenden Geschlechtern erhalten wurde; jene verhängnißvolle Stelle unter der Eiche, die an dem düstersten Herbsttage des Jahres 1295 Herzog Barnim's Blut trank, da Vidant von Muderwik, die geschändete Ehre seines Hauses rächend, dem ehebrecherischen Fürsten sein Waidmesser in die Brust stieß.

Heute sah es hier heiterer aus als damals; munteres Stimmengewirr scholl dem Kommenden schon von Weitem entgegen, und wie er um eine Waldecke bog, zeigte sich seinen Blicken ein fröhliches Gewühl von Herren, Jägern und Knechten, Alle in der frischen Stimmung einer wohl gelungenen Jagd und mit den Körpern der erlegten Thiere emsig beschäftigt.

Unter einer großen Buche waren die Müllersleut' von der Zoppenbeck nebst einigen Forstknechten um ein großes Thier versammelt, das erst nach mehreren Schüssen und Stichen seinen Verfolgern erlegen war, schreien und lärmten mit lebhaften Gesticulationen und gaben dem todtten Thier, in welchem sie ihren alten Feind und Viehdieb erkannt haben wollten, manchen derben Fußstoß, während kräftige Schimpfwörter ihr Herz vollends erleichterten und des gefallenen Räubers Leichenrede bildeten.

Mitten aus dichtestem Gewühl ragte die hohe, kräftige Gestalt des Herzogs vor Allen sichtbar hervor, und sein Auge erblickte auch von Allen den Nahenden zuerst. Eben beschäftigt, das Gebiß eines von ihm erlegten schönen Pardel-luchses zu untersuchen, ließ er das Raubthier achtlos zur

Erde sinken und trat aus dem Kreise der Waidgenossen dem Nahenden entgegen, der, schnell vom Rosse steigend, dem Fürsten zuvorzukommen suchte.

„Willkommen im Forst, lieber Hauptmann,“ rief Bogislaw in heiterer Laune aus, die Begrüßung seines vertrauten Rathes freundlich erwidern, „hochwillkommen, wenn auch leider post festum! Eben ist das Jagen zu Ende, und da liegt die Beute. Wäret Ihr doch mit uns gewesen, gewiß, auch Ihr hättet Eure Freude daran gehabt, und wir wären noch mancher dieser bösen Räuber Meister geworden.“

Ueber des Hauptmanns dunkles Antlitz zuckte ein kaltes, böses Leuchten innerer Befriedigung, als er, sich tief verneigend, mit unterdrücktem Tone entgegnete:

„Auch ich, gnädigster Herr, habe von einem eingestellten Jagen zu vermelden, das sich mit dem hier stattgehabten messen mag. Freilich war es nicht im Forst, vielmehr mitten in herzoglicher Residenz, und der „Haken mit den Netzen“ stand an meines gnädigsten Herrn eigenem fürstlichen Hause; aber das Wild, dem es galt, war ein böserer Räuber, denn der blutigierigste Luchs, der hier von guter Waidmannshand gefallen.“

Des Herzogs Antlitz erblich in fürchtbarer Ahnung, und seine Züge zeigten die höchste Spannung.

„Tretet zurück, Ihr Herren!“ rief er den Jagdgenossen, deren einige nahe genug standen, das Gespräch vernehmen zu können, gebieterisch zu, dann den Arm des von der Schulenburg hastig ergreifend, fuhr er mit fliegendem Athem fort: „Und das Wild, von dem Ihr sprecht, — ging es in die Netze? — Ist es gefangen? — Todt? —“

„Nicht todt, gnädiger Herr,“ entgegnete der Hauptmann harten Tones, „aber gefangen und verwahrt zu Euer fürstlichen Gnaden weiterer Entscheidung, zu unterst im Thurm von Ueckermünde.“

Der Herzog rang nach Ruhe und Fassung; aber die Adern seiner Stirn, seiner Schläfen schwellen gefahrdrohend an, und seine Stimme verlor den Klang.

„Und was,“ stieß er endlich heiseren Tones hervor, indem er Herrn Werner mit blickenden Augen in's unbewegte Antlitz stierte, „und was hatte der Räuber geraubt? — Wem? — Bei Eurem Leben gebiete ich Euch, zu sprechen!“

Da richtete sich der Hauptmann straff empor und sprach kalt und fest:

„Dem Lande Pommern seine Hoffnung oder — —“

Er hielt inne, den Blick starr auf den Fürsten gerichtet.

„Oder —?“ drängte der Herzog mit tonloser Stimme.

„Oder meinem Fürsten die Ehre seines Hauses! —“

Ueber des Herzogs Gesicht zuckte es wie ein lähmender Schlag; mit weit aufgerissenen, starren Augen, die Arme schlaff herabgesunken, sprachlos stand er da, ein Gegenstand des Mitgeföhls, der Erschütterung, selbst für das Herz seines vertrauten Rathes.

Einen Augenblick herrschte Schweigen zwischen ihnen; dann raffte Bogislaw seine ganze Kraft zusammen, ergriff den Hauptmann beim Arm und zog ihn seitwärts tiefer in's Gebüsch, um vollends aus dem Bereich laufender Ohren zu kommen.

„Erzählt mir Alles,“ leuchte er, nach Luft schnappend, „laßt mich mit einem Male das Schlimmste wissen!“

„Hier nicht, gnädigster Herr,“ bat der Hauptmann, den Herzog mit besorgten Blicken streifend; „lassen Sie uns vollends bis zu dem Dickicht dort gehen; hier sind wir

noch jedem Späherauge preisgegeben, und schon hat die bloße Andeutung dessen, was ich zu sagen habe, fürstliche Gnaden allzutief bewegt, als daß es unbemerkt geblieben. Nur wenig Schritte noch!"

Der Herzog antwortete nicht, aber ein herzzerreißendes Stöhnen entrang sich seiner Brust und wie willenlos folgte er seinem Führer, der ihm, das verworrene Gesträuch rechts und links zurückbiegend, ehrfurchtsvoll Bahn machte.

Hinter ihnen schlugen die Büsche zusammen. Am Barnims-Kreuz unter der Eiche harrte die Jagdgesellschaft der Rückkehr ihres Herrn lange vergeblich. Inzwischen wurden die todt'n Luchse waidgerecht abgestreift und die Wägel in den Jägerhof hinabgeschickt, wo der Herzog sein Quartier genommen, dann nahm man ein einfaches Jägerfrühstück ein, wie Jeder es im Ranzgen mit sich führte, streckte sich in das hohe Waldgras hin, das den Platz bedeckte, und war in munteren Gesprächen des Weiteren gewärtig.

So mochte eine Stunde verfloßen sein, da trat drüben aus den Gebüsch'n Herr Werner von der Schulenburg hervor, bleichen und finstern Angeichts, wie gewöhnlich, nur hastiger und unstäter in seinen Bewegungen, als man sonst in dem gemessenen Wesen des Mannes gewohnt war. Auf seinen Wink eilten einige Knechte heran und empfangen den Befehl, schnell des Herzogs und sein eigen Ross zu bringen.

Als sie diese heran führten, sahen sie den unglücklichen Fürsten auf dem Stamm einer umgestürzten Fichte sitzen, düster zurückgelehnt an den zersplitterten Fuß des Baumes, aschfarben das Antlitz und mit glanzlosen Augen vor sich hinstarrend; die Rechte aber hielt das entblöhte Waidmesser am Griff und stieß es, wie im gedankenlosen Spiel, zu wiederholten Malen hart in den Boden.

Herr Werner führte ihm selbst das Ross zu; das bestieg er fast mühsam, und nachdem der Hauptmann den Knechten den Auftrag an die Forstbeamten gegeben, daß sie des Herzogs im Jägerhofe harren sollten, eilte er, dem voraufretenden Gebieter nachzukommen, und Beide verschwanden im scharfen Trabe auf dem Waldpfade, der Herrn Werner hierher geführt hatte.

Achtes Kapitel.

Es war am Abend desselben Tages, als Fredelin, der zugleich mit den übrigen Jägern auf des Herzogs Befehl aus der Jaseniger Forst herbeigeekelt war und nun der Rückkehr seines Herrn harrte, langsam und lässig durch den Wald schritt, in sehnsüchtige Gedanken an die ferne Geliebte versunken. Dort unten im Jägerhofe am Neuendorfer See, wo das fürstliche Jagdgesolge lagerte, war es gar zu laut und lärmend hergegangen, und als er darob endlich schweigsam und verdrießlich geworden, hatte man sich mit Neckereien und Späßen an ihn gemacht, die ihn vollends hinausgetrieben in die grüne Einsamkeit.

Nun wandelte er seitwärts ab von der großen Forststraße am Rande eines Waldbaches, der sich tiefer im Wiesengrunde zu einem kleinen Teiche ausbreitete, still dahin und horchte den mannichfachen Naturlauten, die der sinkende Tag ringsum weckte, mit einer zwischen Wonne und Wehmuth schwankenden Empfindung, während seine Blicke an der schwindenden Röthe des Abendhimmels hingen, die über die kleine Waldwiese vor

ihm einen magischen Glanz ausgoß und aus dem ruhigen Wasserspiegel mit mildem Schimmer wieder aufglänzte.

Fredelin hatte sich auf einen moosüberzogenen Stein am Rande des Weihers niedergelassen und blickte still träumend in die schwach bewegte Fluth. Schmerzlich-süße Heimweggedanken zogen durch seine Seele. Nie war er sich so einsam und verlassen in der Welt vorgekommen; nie hatte ihm das Herz so gebangt nach einem sicherem, friedlichen Heimwesen, fern vom Treiben und Weben der Welt, nach dem treuen, liebevollen Herzen, das nur für ihn wallte in Treue und Zärtlichkeit und für ihn schlagen würde im Glück wie im Unglück, in Lust und Leid.

Holbe, liebliche Nichtsa! Wie er so ihrer gedachte, und die süße Gestalt mit der berückenden Armuth in Gang und Geberde vor seinem inneren Auge aufstieg, da wogte seine ganze Seele in Sehnsuchtsqual auf, und beide Arme streckte er verlangend nach dem lieben Bilde aus. Er konnte sich die Zukunft nicht mehr ohne sie denken, und o! wie entzückend konnte sie werden mit ihr!

Die Zeit verrann. Schon war der letzte schwache Schimmer der Abendröthe am Himmel verglommen und der Stern der Liebe trat mit sanftem Glanz aus den Wolken hervor, Fredelin saß noch immer still und in sich versunken da, der Außenwelt vergessend. Da — auf einmal ein Laut, der ihn aus seinen Träumereien aufschreckte und in die Gegenwart zurückrief: im Dickicht drüben über dem See krachte und brach es, wie wenn ein großes Wild durch Stangenholz seinen Weg bahnte, und ein Keuchen und Schnauben drang bis zu dem Laufenden herüber.

Fredelin war aufgesprungen und hatte die Armbrust von der Schulter gelangt; die Augen fest auf das Dickicht gerichtet, spannte er im Nu die Sehne, und seine Hand fuhr schon in die Bolzentasche: da öffnete sich drüben das Gebüsch und ein Reiter, in dem Fredelin trotz der Dämmerung sofort den Herzog erkannte, sprengte auf die Dichtung heraus.

Des edlen Rosses Kräfte schienen tief erschöpft zu sein, und offenbar gehorchte es nur mit höchster Anstrengung dem Antrieb der Sporen, die es rücksichtslos vorwärts drängten; Hals, Brust und Flanken waren schaumbedeckt; Schaumflocken entfielen auch dem Maule bei jedem Schritt, und keuchend und stöhnend arbeitete es sich über den weichen Grund der Waldwiese dahin. Bauch und Beine, mit Schlamme und Morast überzogen, verriethen dem staunend Zuschauenden, daß der Reiter fernab von der gebahnten Straße durch Moor und Bruch geritten und vielleicht nur mit Mühe und Noth großer Gefahr entgangen sei.

Regungslos stand Fredelin, die gespannte Armbrust in der Hand, und starrte verwirrt den Näherkommenden an.

Wie seltsam schaute sein fürstlicher Herr aus! So bleich und verstört das Antlitz, so wild der Blick, der flatternde Reitermantel zerrissen von der einen Schulter herabhängend; die ganze Gestalt wie unter einem lastenden Banne gebeugt. Wie er unter einer Eiche dahin ritt, streifte ihm ein überhängender Zweig die Mütze vom Haupt, ohne daß er es beachtete, und riß ihm die Stirn blutig, ohne daß er es merkte.

Das erfüllte Fredelin mit Entsetzen. Hastig eilte er hinzu, des Fürsten Kopfbedeckung aufzuheben und sie dem achtlos Weiterreitenden mit ehrfurchtsvoller Neigung zu überreichen. Der Herzog zog mechanisch die Zügel an und betrachtete gedankenlos die Mütze, als sei sie ein fremdartiges

Gebilde; dann wendete er sich, ohne sie anzunehmen, schweigend wieder ab und gab dem Rosse die Schenkel; doch das ermattete Thier ließ kraftlos den Kopf hängen, ohne der Mahnung zum Vorwärtsschreiten zu achten, und Fredelin sah, daß es vor Erschöpfung am ganzen Leibe zitterte.

Da faßte er sich ein Herz und sprach:

„Wollen fürstliche Gnaden nicht Ihrem treuen Rosse ein wenig Erholung gönnen; es scheint übermäßig angestrengt zu sein und drohet zusammenzubrechen.“

Der Herzog schrak aus seiner Versunkenheit auf und ließ einen prüfenden Blick über das ermüdete Thier hinfliegen.

„In der That!“ entgegnete er bestürzt, indem er sich aus dem Sattel schwang. „Armer Mahmud! Hier, mein Knab', mach' ihm den Bauchgart los; — so! Nun mag er sich hinreden und ruhen. Ich will es auch thun, denn ich bin müde, sehr müde und matt.“

Mit einem Laut, der mehr Stöhnen als Seufzen war, warf sich der unglückliche Fürst in das moosige Gras unter der Eiche nieder, stützte das Haupt in die Hand und blickte starr und schweigend in den dunkelnden Abend hinaus.

Fredelin sorgte unterdeß für das erschöpfte Thier, und erst als sich dies gelegt hatte und tiefaufschauend alle Viere von sich streckte, wagte er es abermals, seinen Herrn und Gebieter anzutreten; er hatte in seinem eingedrücktten Hute Wasser aus dem Vase geschöpft und näherte sich vorsichtig damit dem Daliegenden, ob er vielleicht seine Kopfwunde auswaschen dürfte.

„Was bringst Du, Fredelin?“ fragte der Herzog, matt das Haupt wendend.

„Wasser, gnädigster Herr,“ entgegnete dieser und wollte hinzufügen, zu welchem Zweck er es gebracht; aber der Herzog fiel ihm hastig in's Wort:

„Gieb es her, mich dürstet sehr!“

„Nicht aus dem Hute, gnädigster Herr,“ entgegnete Fredelin bestürzt, „ich will hin und ein Becherlein holen vom Jägerhose.“

Aber der Herzog winkte abwehrend, trank in vollen Zügen und gab den Hut zurück.

„Wollen fürstliche Gnaden nicht auch das Blut ein wenig abwaschen?“ begann Fredelin wieder. „Ich hole noch einen Hut voll Wasser.“

„Das Blut? — Das Blut? — Welches Blut?“ fuhr Bogislaff auf und blickte mit wildem Gesichtsausdruck halb Fredelin, bald seine eigenen Hände an. „Wo ist Blut? Meine Hände sind rein: ich habe kein Blut nicht vergossen! Wie? — oder that ich's? that ich's? —“

Er griff tastend nach seinem Jagdmesser, aber nur die Scheide hing an seiner Seite, die Waffe war verschwunden.

„Nein,“ murmelte er, „ich that es nicht! — Ich besinne mich! Kein Blut! — Wo ist Blut? —“

Fredelin war furchtbar bestürzt über diesen jähen Ausbruch der Leidenschaft, der eine ganze Schreckensgeschichte enthüllte, und wußte kaum, was er erwidern sollte.

„Um Gotteswillen,“ stotterte er endlich, „fürstliche Gnaden bluten ja nicht an der Hand — —“

Der Herzog stierte ihn eine Sekunde gedankenlos an.

„Nein fürwahr,“ stieß er dann mit einem bitteren Stöhnen tiefsten Schmerzes hervor, „nicht die Hand, das

Herz blutet mir. Das hat frevelhafter Verrath so scharf und tödtlich getroffen, daß ich vergehen und hinsinken muß an dieser Wunde, und Niemand im Himmel oder auf Erden vermag mir Kraft und Muth wiederzugeben.“

„Mein gnädigster Herr!“ flüsterte Fredelin tiefbewegt; er wollte fortfahren, aber die Stimme stockte ihm, und im Weh des Mitgeföhls rang er stumm die Hände.

„Aber auch er!“ murmelte Bogislaff wild und düster vor sich hin; „Rache! Vergeltung! Auch er soll hinschwinden, vergehen!“

Er ballte krampfhaft die Hand und brüdete sie fest auf seine Brust, die sich in tiefen Athemzügen hob. So saß er einige Minuten in schwarze Gedanken versunken da, und sein Gesicht war wie der nächtliche Himmel, wenn Wetterwolken sich übereinander thürmen und dumpfe Donner drohend grollen. Fredelin wagte kaum in seiner Nähe auszuharren und machte sich abseits bei dem Rosse zu schaffen, das sich allmählig von seiner Erschöpfung zu erholen begann.

Da klang ein ächzender Wehlaut über die Waldblöcke hin, ein Wimmern und Stöhnen, wie aus tiefster Seelenqual, ein jammernder Klagelaut, so erschreckend menschlich, daß selbst Fredelin, der Naturlaute sonst wohl kundig, in seiner tiefen Erregung der Gule im Buchenstamm vergaß und erschreckt zusammenfuhr.

Der Herzog aber war aufgesprungen und blickte sich wild um.

„Wer ächzt da im Dickicht?!“ rief er hastig. „Heraus da und zeigt Euch!“

Alles blieb still, und auch Fredelin, der sich eben erst seiner Täuschung bewußt wurde, schwieg, um den Herzog nicht zu beschämen.

Da zog dieser schauernd seinen Mantel um sich und wendete sich hastig zum Gehen.

„Laß den Mahmud aufstehen,“ rief er dem Leibjäger zu und seine Stimme war matt und tonlos. „Fort — fort von hier!“

Fredelin trieb das Ross empor, ergriff es am Zügel und schritt hinter seinem Herrn her. Ein tiefes, schauerliches Rechzen folgte ihnen durch den dunkelnden Wald.

Vange gingen sie stumm dahin, das gelegentliche Schnauben des Rosses war der einzige Laut, der ringsum die Stille unterbrach.

Da hemmte endlich der Herzog, der sich sehnen mochte, durch ein gleichgiltiges Gespräch seinen düsteren Grübeleien für eine Weile zu entfliehen, seinen Schritt und ließ den Leibjäger herankommen. Schon glänzten über die Dichtung herüber die erleuchteten Fenster des Jägerhofes, und ferner Laut von Stimmen und Hundegebell wurde vernehmbar, die Herzen der beiden Kommenden aus starrer Spannung zu behaglicherer Stimmung lösend.

„Wie ist es Dir ergangen in letzter Zeit?“ begann der Herzog in wohlwollendem Tone. „Ich habe von Dir reden hören unlängst. Der Forstmeister war es, mein' ich, der von Dir zu berichten mußte; doch weiß ich nicht mehr, um was sich's handelte, und ob es Gutes war oder Uebles. Vielleicht war er unzufrieden mit Dir, — wie? Oder ist Dir sonst etwas zugefloßen? —“

(Fortsetzung folgt.)

Flaudereien am Kamin.

Ein entsetzliches Schesal.

In Potenza (Calabrien) fand die Hinrichtung eines gewissen Federico Aliano statt, welcher im Jahre 1873 von Carabinieriern ergriffen und von den Assisen wegen 59 schwerer Verbrechen zum Tode verurtheilt wurde. Die Liste derselben zeugt von einer wahrhaft entsetzlichen Verdorbenheit, sie weist nämlich folgende Schandthaten auf: zwölf Morde mit Vorbedacht, sieben gewöhnliche Morde, vier Mordversuche, eine Entführung mit Mord, vier schwere Verwundungen, einen Aufstandsversuch, neunzehn Erpressungen mit Beschlagnahme von Personen und schweren Verwundungen derselben, sechs mißglückte Entführungen, drei Straßentraube und eine gewalthätige Schändung. Unglaublich ist die Grausamkeit, mit welcher er alle diese Verbrechen verübte, aus deren langer Reihe wir nur eines hervorheben wollen. Am 29. Mai 1870 begab sich Aliano in das Haus eines gewissen Luigi di Roja, den er im Verdachte der Tödtung eines Räubers hatte, und ermordete, da er ihn selbst abwesend fand, seine Frau mit einem Dolchstoß und ihre um Erbarmen stehende Schwester mit einem Gewehrschuß. Nicht damit zufrieden, kehrte er am 25. October in dasselbe Haus zurück und tödtete die beiden Schwestern und die Schwiegermutter di Roja's. Noch an demselben Tage begab er sich in das Haus seines Oheims Vito Zorbugno, den er im Verdacht des Einverständnisses mit der Polizei hatte, stieß bei seinem Anblick einen wilden Freudenschrei aus und durchbohrte ihn mit dem noch vom Blute di Roja's rauchenden Dolch. Hierauf tödtete er der Reihe nach dessen seit acht Monaten schwangere Gattin Rosa, ein Kind in den Armen seiner Mutter und den Sohn Giovanni und verwundete noch drei andere junge Leute, Raffaele, Carmelo und Maria, die nur dadurch gerettet wurden, daß sie sich todt stellten. Er schloß diese Schreckenscene damit, daß er einen Kessel mit siedendem Wasser, welcher für die Bereitung der Minestra am Feuer stand, über die zuckenden Leichname schüttete.

Eine angenehme Reisegesellschaft.

Eine amerikanische Zeitung berichtet Folgendes: „Ein Vagabond, dem es darum zu thun war, auf möglichst billige Weise aus dem Innern des Staates nach New-York zu kommen, war vor Kurzem so glücklich, in Ohdensburg die Thür eines Güterwagens offen zu finden und unbeachtet in denselben zu gelangen, wo er es sich in einer Ecke bequem machte. Unglücklicherweise hatte aber ein Menageriebester diesen Wagen für den Transport eines prächtigen Tigerpaares gemiethet, und sobald sich der Zug in Bewegung gesetzt hatte, fingen die Thiere an, unruhig zu werden, zu brüllen und den Versuch zu machen, aus ihrem Käfig zu entkommen. Dies gelang der Tiegerin auch schließlich, und sie fing an, im Wagen hin und her zu laufen, wobei sie auch bald den Reisenden entdeckte. Es schien aber, als wisse sie nicht, was mit ihm zu beginnen, denn sie beschränkte sich darauf, sein Gesicht zu belecken und legte sich dann in der halbgeöffneten Wagenthür ruhig nieder. Als am folgenden Morgen der Besizer nach seinen Thieren sehen wollte, fand er den erwähnten Vagabonden halb todt vor Schrecken und vollständig sprachlos in einer Ecke des Wagens. Ein Glück für ihn war es gewesen, daß es dem Tiger, einem sehr wilden und unbändigen Thiere, nicht gelungen war, aus seinem Käfige zu entkommen, da derselbe ihn unzweifelhaft in Stücke gerissen haben würde.“

Ein Hunde-Lazareth.

Vor einigen Jahren hielt sich in Berlin ein Agent zu später Abendstunde noch mit einigen Freunden in einem feinen Restaurant auf; da trat aus dem Nebenzimmer ein flotter Cavallerie-Officier zu ihm heran und rief ihm zu, er sei seine einzige Rettung, er brauche dringend nothwendig 650 Thaler, ohne diese Summe sei er verloren. Der Agent zog sein Portefeuille aus der Tasche und gab die Summe gegen einen Ehrenschein. Drei Tage nachher war der Officier verschwunden. Die

Sache machte zur Zeit in Berlin großes Aufsehen. Das letzte Frühjahr führt den Agenten nach New-York. Bei einem von Tausenden besuchten Concert wird ein Mann in feinsten Toilette sein Nachbar, der ihm ungewein bekannt vorkommt, den er indessen, wie es so manchmal geht, nicht zu placiren weiß. Endlich spricht ihn der Herr an und giebt sich als jener Durchgebrannte zu erkennen, ladet auch sofort den Agenten zum Souper nach seiner Villa ein; in seinem Wagen fahren die Beiden dahin. Der Agent kann sich von seinem Erstaunen gar nicht erholen. Bevor man sich an die reich servirte Tafel setzt, zahlt der Wirth seinem Gaste zunächst bei Heller und Pfennig mit Zinsen die 650 Thlr.; dann erzählt er ihm, daß er sich in den glänzendsten Verhältnissen befinde. „Und was treiben Sie eigentlich?“ fragte der Agent. Lachend antwortete der ehemalige Officier: „Ich habe ein Hunde-Lazareth. Die feine Welt New-Yorks läßt ihre kranken Hunde bei mir curiren. Morgen können Sie die Einrichtung kennen lernen.“ Natürlich folgte unser Mann auch dieser Einladung und konnte sich vor Erstaunen kaum lassen. Eine Legion Schooßhündchen und andere Köter war auf Stroh in Sälen gelagert; die Hauptcur ist — Hungern, das ist billig und probat zu gleicher Zeit. Wenn die Lady's ihre armen kranken Lieblinge bringen, werden sie von dem „Hospital-Director“ auf seidene Kissen gelegt, die für diesen Paradyweck bereit gehalten werden; kaum sind die Damen fort, dann kommen die übersättigten und verweichlichten Hunde auf Stroh und werden nach der alten Theorie „Hunger ist der beste Koch“ gesund. Diese Curen werden aber mit Gold ausgewogen und machen ihren Erfinder reich, der dem ganz verblüfften Agenten lachend zurief: „In Amerika liegt noch immer das Gold auf der Straße, man muß es nur aufzuheben verstehen.“

Guten Appetit.

In einem Städtchen Ungarns verendeten eines Tages sechs Kinder an der Seuche. Die dortige Gemeindebehörde konnte es jedoch nicht über das Herz bringen, das Fleisch unwerthet zu lassen und publicirte mittels Trommelschlages in Ermangelung eines anderen Kundmachungsmittels nachstehenden Ausruf: „Sechs Kühe sind crepirt! Vidribumbum! Das Fleisch wird heute ausgeschrottet! Vidribumbum! — Das Pfund kostet bloß sechs Kreuzer, ist aber sehr wohlschmeckend und äußerst nahrhaft. Bum vidribum bum bum!“ Und wirklich war der ganze Vorrath innerhalb weniger Stunden verkauft.

Ein ungebetener Gast.

Die in Rio de Janeiro erscheinende „Deutsche Allg. Ztg.“ für Brasilien erzählt in einer ihrer letzten Nummern: „In Santa Fe (Argentinien) fanden kürzlich die Bewohner des Hauses, Ecke der Straße 9 de Julio und Corrientes, in ihrer Küche auf dem Feuerherd eine große Tiegerin ganz gemüthlich eingebürgert. Ein Dienstmädchen des Hauses traf das Thier schlafend und hatte Geistesgegenwart genug, kein Geräusch zu machen und mehrere Nachbarn zu rufen, von welchen der ungebetene Gast durch das Küchenfenster erlegt wurde.“

Man rühmt allgemein den großen praktischen Sinn der Amerikaner, und man thut wirklich recht daran, wie es auf's Neue der Director des großen Circus in Philadelphia bewies. Dieser neueste Reclamationskönig, nachdem er die Wunderthaten seiner Künstler, Pferde &c. in's gehörige Licht gesetzt, ergeht sich dann des Weiteren über die schreckenerregenden Wirkungen seiner Clowns und verspricht zuletzt zur Beruhigung des Publikums: „Sollte irgend ein Unglücksfall vorkommen und ein Künstler derart stürzen, daß sein Tod vorauszusehen, oder ein Zuschauer durch einen Clown erschlagen werden, so ist ein Geislicher im Circus anwesend, um sogleich die letzte Dehngung zu ertheilen.“